

Franz Weiser



Das Mädchen der Mohawks

Franz Weiser hat über zehn Indianerbücher geschrieben, sein letztes, „Das Mädchen der Mohawks“, ist in der englischen Ausgabe ein Bestseller geworden. Dieses Meisterwerk ist nicht aus dem Stegreif entstanden, Franz Weiser hat jahrelang an Ort und Stelle die Geschichte der Indianer und ihrer Mission studiert und er hat auch persönliche Kontakte zu den nordamerikanischen Indianern angeknüpft. Im Mittelpunkt der spannenden Handlung steht das Leben der anmutigen Häuptlingstochter Kateri Tekakwitha (1656–1680) aus dem Stamm der Mohawks, des wildesten und grausamsten Stammes der Irokesen. Französische Jesuiten hatten den Irokesen das Christentum gebracht. Kateri Tekakwitha ist eine Suchende; die christliche Lehre fasziniert sie immer mehr und die Liebe zu Christus wird immer stärker. Unter der Leitung ihres Seelenführers beginnt Kateri, ganz im Verborgenen ein heroisches christliches Leben zu führen. Wie eine Theresia von Lisieux darf sie bereits mit 24 Jahren als Frühvollendete in die himmlische Herrlichkeit eingehen. Ihr hinreißendes Beispiel wird nicht vergessen, immer mehr Christen besuchen ihr Grab im „Dorf des Gebetes“. Das vorliegende Buch, das Franz Weiser originär (nicht als Übersetzung) auch in englischer Sprache geschrieben hat, hat in der englischen Fassung wesentlich zu ihrer Seligsprechung beigetragen. Am 22. Juni 1980 wurde Kateri Tekakwitha in Rom seliggesprochen. Kateri Tekakwitha ist ein leuchtender Morgenstern über dem Himmel Kanadas. Im Wilden Westen legt sie Zeugnis ab vom Sieg Christi, der seinen Jüngern befohlen hat, seine Lehre bis an die Grenzen der Erde zu tragen.

Franz Weiser
Das Mädchen der Mohawks

„Die selige Kateri Tekakwitha,
bekannt als ‚die Lilie der Mohawks‘,
steht vor uns als ein Symbol
des Besten aus dem Erbe,
das euch gehört,
als nordamerikanische Indianer.“

Papst Johannes Paul II.
anlässlich seiner Predigt in
Huronia/Kanada am 15. September 1984





Franz Xaver Weiser S.J.

FRANZ WEISER

DAS MÄDCHEN DER MOHAWKS

Die selige Kateri Tekakwitha
1656 – 1680

CHRISTIANA-VERLAG STEIN AM RHEIN

Franz Xaver Weiser schrieb um die 40 Bücher teils in deutscher, teils in englischer Sprache, darunter zehn Indianerbücher. Sein Buch „Das Licht der Berge“ wurde in 40 Sprachen übersetzt. Das vorliegende Buch ist in Montreal auch in englischer Sprache erschienen unter dem Titel „Kateri Tekakwitha – With prefatory Note of John Cardinal Wright“.

Von den in deutscher Sprache erschienenen Büchern sind gegenwärtig lieferbar:

Das Licht der Berge – Der Sohn des Weißen Häuptlings – Alfreds Geheimnis.

Alle lieferbar über Christiana-Verlag Stein am Rhein.

Herausgeber: Arnold Guillet

Bildlegende und Photonachweis:

Erste Umschlagseite: Kateri Tekakwitha

Farbgemälde des Schweizer Kunstmalers Val Rixen, Ricken/St. Gallen. Im Christiana-Archiv Stein am Rhein.

2. Auflage 1987: 6.–10. Tausend

© CHRISTIANA-VERLAG

CH-8260 STEIN AM RHEIN/SCHWEIZ

Druck: Buchdruckerei Josef Kral, D-8423 Abensberg

Printed in Germany

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Weiser, Franz: Das Mädchen der Mohawks: d. selige Kateri Tekakwitha; 1656–1680 / Franz Weiser. – 2. Aufl. 6.–10. Tsd. –
Stein am Rhein: Christiana-Verlag, 1987.
ISBN 3–7171–0899–9

Inhalt

Kurzporträt von Franz Xaver Weiser	6
Vorwort	10
Im Wigwam des Häuptlings	11
Die Flucht der Onseronni	25
Tekakwitha	40
Der Kriegszug der Kanadier	57
Die Ankunft der Schwarzröcke	77
Der Kampf mit den Mohikanern	91
Wachsende Saat	108
Sturm und Stille	123
Zum Strom des Nordens	140
Im Dorf des Gebetes	157
Die große Erkenntnis	174
Vollendung	190
Ausklang	209
Anmerkungen	210
Bibliographie	212
Anhang:	
Die Seligsprechung der Kateri Tekakwitha in Rom Ansprache von Papst Johannes Paul II.	213

Kurzporträt von Franz Weiser

F. X. Weiser wurde in Wien geboren, absolvierte das Gymnasium in Kalksburg, promovierte in Innsbruck zum Dr. phil. und an der Gregoriana in Rom zum Dr. theol. Er trat in die Gesellschaft Jesu ein und wurde 1930 in Innsbruck zum Priester geweiht. Seine Bücher haben ihn in der ganzen Welt bekannt gemacht und eine Generation junger Katholiken begeistert. Weiser verstand es, Probleme der Religion und Weltanschauung auf spannende Weise zu verknüpfen und Fragen der Pubertät geschickt zu lösen. Er wirkte als Professor in Amerika und starb am 22. Oktober 1986 in Weston bei Boston.

Ab 1932 wirkte er wieder in Wien als Redakteur der Zeitschrift „Unsere Fahne“ und als Präses der Studenten-Kongregationen. Sein Buch „Das Licht der Berge“ wurde ein Welterfolg und machte ihn zu einem weltbekannten und vielgelesenen Jugendschriftsteller.

Anno 1938 fuhr er zum Studium der Geschichte der Indianer-Mission nach Amerika. Der Krieg machte die Rückkehr unmöglich. So wirkte er als Seelsorger in Buffalo und 1943 übernahm er die deutsche Pfarrei von Boston. Ab 1950 wirkte er als Professor für Ethik und Kulturgeschichte und engagierte sich darüber hinaus als Exerzitenmeister, Referent und Schriftsteller.

1955 verlieh ihm der Bundespräsident von Deutschland das Goldene Ehrenkreuz des Deutschen Verdienstordens in Anerkennung seiner schriftstellerischen und caritativen Tätigkeit. Am 22. Oktober 1986 hat ihn der Vater der Lichter heimgeholt in sein ewiges Reich. Franz Weiser war ein Paulus des 20. Jahrhunderts.



Franz Weiser hat die vorliegende Biographie des Indianermädchens Kateri Tekakwitha und seine zehn weiteren Indianerbücher nicht – wie etwa Karl May – aus der Phantasie geschrieben, sondern er nahm sich einige Jahre Zeit, um die Geschichte der Indianer-Mission zu studieren. Er kennt also das Land und das Volk der Rothäute, er hat einen großen Teil seines Lebens in Amerika verbracht und er pflegte auch, wie das obige Photo zeigt, persönlichen Kontakt zu Indianerfamilien. Auf der Rückseite des Photos hat Franz Weiser (dritter stehend von links) die Personen vermerkt: zweiter von links sein Mitbruder P. Wolff S. J., vierte von links Maria, die Tochter des Häuptlings im Indianerkleid aus Leder. Rechts außen stehend der 92jährige Häuptling. Der Mann auf dem Stuhl ist der Onkel des Häuptlings. Die beiden Buben in hockender Stellung und der Herr links außen (Mr. Schmitt) stammen aus Buffalo. Das Photo entstand am 23. Februar 1923.

Der Herausgeber: Arnold Guillet

Eigennamen

- Aróson* (Eichhörnchen)
Caniéngas oder *Ganeága* (Feuerstein-Leute): Selbstbezeichnung der Mohawks
Caughnarwága (*Konawaga*) oder *Ganawáge* (An den Wasserwirbeln)
Chauchetiére (Schoschtiér): Jesuitenmissionar
Chickatábutt (Brennendes Haus)
Cholenec (*Schollnéck*): Jesuitenmissionar
Ganeagówa (Der Große Mohawk)
Gannenságwas (Sie greift nach dem Arm)
Garakóntie (Wanderne Sonne)
Garonjáge (Himmel)
Irokesen: siehe Anmerkung 1.
Jorágode (Sonnenschein)
Jowanéro (Kalter Wind)
Kahónta (Wiese)
Kanonsóni (Männer des Langhauses): der Irokesen-Bund
Karítha (Köchin)
Kateri (Katharina)
Ojónkwire (Der Pfeil)
Ónas (Die Feder)
Onída (Der Mond)
Óndessonk (Der Gesandte)
Ónkwé-ónwé (Echte Menschen): Selbstbezeichnung der Indianer
Onnontíjo (Großer Berg): der Vizekönig von Kanada
Onserónni (Sie machen Beile): Franzosen in Kanada

Otsikéta (Zucker)

Satékon (Ebenmaß)

Tegaiagónta (Sie eilt hin und her)

Tegonhadschóngo (Unbekannt)

Tekakwítha (Sie schiebt etwas vor sich her)

Tsonitówa (Großer Biber)

Vorwort

Dieses Buch erzählt das Leben Kateri Tekakwithas, eines heldenhaften Mädchens aus dem berühmten Volk der Irokesen. Eine Anzahl von Büchern über sie sind schon seit langem in verschiedenen Ländern erschienen. Hier ist die erste größere Biographie Tekakwithas in deutscher Sprache.

Alle Personen, die erwähnt werden, haben wirklich gelebt; alle Tatsachen haben sich zugetragen, wie sie geschildert sind; die Sitten und Gebräuche der Indianer sind wahrheitsgetreu wiedergegeben. Vor allem aber sind Charakter und Persönlichkeit des Mädchens mit Sorgfalt gezeichnet; lebendig soll sie vor den Augen des Lesers stehen, so wie sie wirklich war.

Einige geschichtliche Notizen, die den Verlauf der Schilderung stören würden, finden sich in den Anmerkungen am Ende des Buches; die meisten Erklärungen jedoch sind in den Text eingefügt. Eine Liste von französischen und irokesischen Eigennamen, mit Angabe der Betonung, ist dem Buch vorangestellt. Die indianischen Wörter sind, soweit möglich, den Regeln der deutschen Aussprache angeglichen. Dies erscheint umso berechtigter, als ja die Irokesen keine Schrift und deshalb keine eigene Rechtschreibung hatten.

Möge das Werk dem Leser nicht nur Belehrung und Unterhaltung gewähren, sondern auch vermitteln, was aus dem Beispiel und Leben großer Menschen in unsere Herzen strahlt.

Boston, 17. April 1969

Franz Weiser S. J.

Im Wigwam des Häuptlings

Es war an einem sonnigen Tag im April 1656. Der blaue Himmel wölbte sich über dem anmutigen Tal des Mohawk-Flusses im Lande der Irokesen. An beiden Ufern ragten Hügelketten über den dunklen Forsten der Seitentäler. Felsklippen, grüne Halden und rauschende Wasserläufe belebten die Landschaft.

Hier wohnten die Rothäute aus dem berühmten Stamm der Mohawks.¹ Im ganzen Bund der Irokesen waren sie die kühnsten und wildesten Kämpfer. Auf den Anhöhen am Fluß oder an Seitenbächen lagen ihre befestigten Dörfer; kein Feind hatte es bisher gewagt, diese Siedlungen anzugreifen.

Ein Kanu gleitet durch den reißenden Fluß. Zwei Indianer paddeln, ein dritter steht hinten im Boot und lenkt es durch die Strömung ans jenseitige Ufer. Es ist ein warmer Tag, sie tragen nur ihre Mokassins (Fellschuhe) und die Lendenkleidung aus weichem Rehleder. In ihren Gürteln stecken Messer und Tomahawks. Die Flinten liegen im Kanu, daneben auch die Jagdbeute: ein stattlicher Hirsch, zwei Rehe und ein fetter Biber.

Knirschend stößt der Kiel in den Ufersand. Die Jäger ziehen das Boot aus dem Wasser, ergreifen ihre Gewehre und wenden sich dem Dorf Ossernénon zu, dessen Palisadenwall von der nahen Anhöhe winkt. Der Weg führt sie an einer großen Pflanzung von Mais und Bohnen vorüber; dort sind die Weiber der Siedlung fleißig an der Arbeit.

Der Mann, der das Kanu gesteuert hat, geht seinen Gefährten voraus. Er trägt im Haarschopf die rotgefärbte Adlerfeder, das Abzeichen der Kriegshäuptlinge. Um seinen Hals liegt eine Bastschnur, an der lange Bärenklauen hängen. Sein Oberkörper und die Beine sind mit unzähligen kleinen Schweißperlen bedeckt, so daß die bronzefarbige Haut im Sonnenschein glänzt.

Dieser junge Mann ist Tsonitowa (Großer Biber), einer der führenden Häuptlinge von Ossernenon. Kaum haben ihn die Squaws (Frauen) erblickt, kommen sie durch die Reihen der Maishalme auf ihn zugelaufen. Er stutzt, bleibt stehen und schaut ihnen erwartungsvoll entgegen. In der Öffentlichkeit reden Indianerfrauen niemals mit fremden Männern, außer wenn sie zuerst angesprochen werden oder wenn es sich um eine wichtige Sache handelt. Kein Zweifel, diese Weiber bringen ihm eine bedeutende Botschaft!

„Dein Weib hat heute früh ein Mädchen geboren. Mutter und Kind sind wohlauf und warten auf dich“, ruft ihm die vorderste der Squaws zu.

Ein Leuchten der Freude zuckt über sein Antlitz. Dann aber wird sein Ausdruck sogleich wieder ernst; ein Krieger darf niemals vor anderen Leuten seine Gefühle zur Schau tragen.

„Njáwen“ (ich danke dir), sagt er und hebt grüßend die Hand. Darauf geht er würdevoll weiter, ohne seine Schritte zu beschleunigen. Im Herzen jedoch wogt ihm die Freude wie ein brausender Frühlingssturm. Er und sein junges Weib Kahonta (Wiese) hatten vor kaum einem Jahr geheiratet, und die Zeit der Geburt des ersten Kindes war endlich gekommen. Vor vier Tagen hatte es ihn auf die Jagd getrieben, weil ihm das müßige Warten unerträglich geworden war. Während des Ja-

gens jedoch quälte ihn stets der Gedanke an seine Frau und ließ ihm keine Ruhe, so daß er sich plötzlich zur Rückkehr ins Dorf entschlossen hatte.

Nun ist alles glücklich abgegangen! Das Kleine ist geboren, die Mutter befindet sich wohl. Daß das erste Kind ein Mädchen ist, darüber freut er sich besonders. Die Irokesen haben den Aberglauben, daß eine Mutter, deren erstes Kind ein Mädchen ist, nachher auch gesunde und stramme Söhne zur Welt bringen wird. Dazu kann ein Mädchen seiner Mutter in der Sorge für die jüngeren Geschwister tüchtig helfen. So bedeutet es für ein junges Ehepaar Glück und Freude, wenn das erstgeborene Kind ein Mädchen ist. —

Am Eingang des Dorfes trennen sich die Männer. Die Gefährten des Häuptlings gehen davon, um Sklaven zu holen, die die Jagdbeute aus dem Kanu in die Siedlung tragen sollen. Diese Sklaven sind Indianer aus anderen Stämmen, meist Huronen und Algónkins, die von den Irokesen auf Kriegszügen gefangen wurden; nun dienen sie ihren stolzen Herren als Knechte, Handlanger und Gehilfen, bis sie nach einiger Zeit in den Stamm aufgenommen werden.

Tsonitowa wendet sich seinem Heime zu. Der Wigwam hat die Form eines niedrigen, langen Hauses. Das kräftige Gerüst von Eschenholz ist mit starken Platten von Ulmenrinde überdeckt. Auch das gewölbte Dach besteht aus Rindenplatten, deren Ränder übereinandergeschichtet sind. In regelmäßigen Abständen klaffen Öffnungen im Dach, durch die das Licht ins Innere dringt. Bei Regenwetter können diese Löcher geschlossen werden, so daß die Bewohner vor der Nässe geschützt sind. Die Dachöffnungen dienen auch als Abzugslöcher

für den Rauch der Feuer, die im breiten Mittelgang des Langhauses brennen.

Im Innern reihen sich den Wänden entlang die Wohnräume der vier Familien, die im Wigwam hausen; diese Räume sind durch Binsenmatten voneinander getrennt. Vor den Schlafstätten liegen Bären- und Biberfelle auf niedrigen Sitzbänken. In Mannshöhe läuft ein breites Gesims aus Brettern durch die ganze Länge der Hütte. Dort sind Vorräte und Gebrauchsgegenstände aufgestapelt: Kupferkessel und Rindenteller, Löffel, Näpfe und Schüsseln; getrocknete Früchte, Bohnen und Beeren in Säcken und Rindenschachteln, geräucherte Fische in Binsenkörben; dazu Decken, Pelze und Bastrollén. An den Pfosten des Hauses und vom Dachgerüst hängen Kürbisse und viele Bündel von Maiskolben. —

Tsonitowa schiebt die schwere Bärenhaut zur Seite und tritt ins Halbdunkel des Wigwams. Vor seiner Wohnstätte drängen sich die Weiber und Kinder der anderen Familien. Bei seinem Anblick rufen sie ihm freundliche Grüße zu und ziehen sich dann in ihre eigenen Abteile zurück.

Kahonta, die junge Mutter, liegt auf einem Lager aus Biberfellen und ist mit einer weichen Rehhaut zugedeckt. Ihr Kopf ruht auf einem Kissen aus Otterpelz. Das lange, schwarze Haar umrahmt ihr Gesicht, die braunen Augen schauen feierlich auf den Gemahl.

„Ségon“ (Ich grüße dich), sagt der Häuptling. „Hast du bei der Geburt viel Schmerzen gelitten?“

Sie lächelt ihn an und schüttelt den Kopf. „Nein. Unser Mädchen ist ein gutes Kind; sie hat mir keine Pein verursacht.“ Dann wendet sie sich zum kleinen Bastkörbchen, das dicht am Lager steht, und schiebt das Tuch

zurück; ein niedliches braunes Köpfchen kommt zum Vorschein.

Tsonitowa streicht mit der Hand behutsam über den dunklen Haarflaum seines ersten Kindes. „Jojánere (wunderbar)!“ flüstert er. „Wie werden wir sie nennen?“ – Die Irokesen geben ihren Kindern gleich nach der Geburt einen Kosennamen, den die Mutter bestimmt, und der ihnen bis zum siebten oder achten Lebensjahr verbleibt. Dann erhalten sie ihren persönlichen Namen; dieser wird von den Mädchen gewöhnlich bis ans Lebensende beibehalten; die Knaben jedoch wechseln den Namen ein zweites Mal, wenn sie im Alter von siebzehn oder achtzehn Jahren in den Kriegerstand eintreten.

„Sie wurde geboren, als eben die Sonne aufging“, sagt Kahonta, „so wollen wir sie Jorágode (Sonnenschein) heißen.“

Der Kosename gefällt dem Vater. Er schaut nochmals aufs Kind, das friedlich unter der Decke schlummert. Dann nickt er seinem Weibe zu, geht zum Sitz am Rande des Mittelganges und läßt sich auf das Fellkissen nieder. Er stopft seine Pfeife und beginnt, behaglich zu rauchen.

Erst jetzt fällt ihm auf, wie still es in der Hütte ist. Um für Kahonta und das Neugeborene die nötige Ruhe zu sichern, haben die anderen Mütter ihre Kinder zum Spiel ins Freie geschickt. Die Hunde sind der jungen Schar begeistert gefolgt. Nun unterhalten sich die paar Squaws im Flüsterton, während sie an den Feuern das Essen kochen.

Tsonitowa sitzt schweigend und schaut nachdenklich in die kalte Asche seiner eigenen Feuerstelle, die heute unbenützt bleibt, weil die Nachbarinnen das Essen und die anderen Arbeiten für Kahonta besorgen, wie es die uralte Sitte gebietet.

Im Geiste sieht er das neugeborene Kind heranwachsen zu einem frohen kleinen Mädchen, dessen blitzende Augen ihm entgegenlachen, wenn er den Wigwam betritt. Einige Jahre später wird sie der Mutter emsig bei den täglichen Arbeiten helfen: beim Kochen der Mahlzeiten, beim Sammeln von Brennholz, beim Gerben und Zubereiten der Tierfelle, beim Nähen und Schmücken der Kleidung, vor allem aber beim Betreuen der kleinen Brüderchen, die Taronjawágon, der gute Geist der Fruchtbarkeit, senden wird. Schließlich sieht er sie als reifes Mädchen im Kreis der kleineren Geschwister. Würdevoll, anmutig und heiter steht sie vor ihm in der schönen Kleidung der Indianerfrauen, reich geschmückt mit Bändern und Glasperlen, wie es einer Häuptlingstochter geziemt. Glücklich der Krieger, der sich die Liebe dieses Mädchens erobern wird!

Der Häuptling lächelt. „Glücklich sind auch Kahonta und ich“, denkt er. „Im Alter, wenn wir gebrechlich und hilflos sind, werden Joragode und ihr Mann getreulich für uns sorgen.“ – Bei den Irokesen heiratete der Mann in die Familie seiner Frau. Es war seine Pflicht, die Schwiegereltern zu versorgen, wenn sie sich den Unterhalt nicht mehr selbst beschaffen konnten. Kein Wunder, daß irokesische Ehepaare nicht nur auf ihre Söhne stolz waren, sondern auch die Geburt von Mädchen mit Sehnsucht erwarteten und voll Freude begrüßten. –

Tsonitowa wird aus seinem Sinnen aufgestört; die Squaw des Nachbars bietet ihm einen Imbiß an. Er fühlt plötzlich, wie hungrig er ist. Mit kurzem Dankeswort nimmt er die Rindenschüssel entgegen. Das Mahl besteht aus Sagamité, dem berühmten Gericht der Indianer; es ist ein heißer Brei aus gestoßenem Mais, mit

Bohnen und Fleischstücken vermischt und mit Fett übergossen.

Während er ißt, bringt die Nachbarin auch Kahonta einen Teller mit Sagamité, das aber schmackhafter und leichter verdaulich ist als die schwere Kost des Mannes. Statt Fett, Fleisch und Bohnen hat sie wilde Preiselbeeren in den Mais gemischt und das Gericht mit Sirup aus Ahornzucker gesüßt. Kahonta richtet sich auf, ergreift den Holzlöffel und ißt mit Behagen einen Teil des köstlichen Mahles. Dann trinkt sie frisches Quellwasser und legt sich wieder hin. „Ich danke dir,“, flüstert sie der Freundin zu. Sie ist erschöpft und müde, hat sie doch die ganze Nacht nicht geschlafen. Bald schließen sich ihre Lider und sie fällt in ruhigen Schlummer.

Tsonitowa gibt der Squaw die leere Schüssel zurück, dankt nochmals und greift nach seiner Pfeife. Er steht auf, betrachtet einige Sekunden sein schlafendes Weib; dann verläßt er den Wigwam und geht zum Langhaus seiner Gefährten, um ihnen zu helfen, die erlegten Tiere abzuhäuten und zu zerteilen.

Kahonta gehörte nur durch ihre Heirat zum Volk der Irokesen. Ihre Eltern waren christliche Algonkins gewesen und hatten in einer Siedlung am Sankt-Lorenz-Strom in Kanada gewohnt. In früher Jugend verwaist, wurde sie von einer französischen Familie liebevoll aufgenommen. Einige Jahre später geriet sie bei einem Überfall in die Hände der Mohawks. Man schenkte ihr das Leben und machte sie zu einer Sklavin im Haushalt des Kriegers, der sie gefangen hatte.

Sie war tüchtig und unermüdlich in der Arbeit, geschickt in allen Handfertigkeiten, geduldig und fröhlich. Im Alter von neunzehn Jahren wurde sie vom jungen

Häuptling Tsonitowa zur Gemahlin erkoren. Durch diese Heirat erlangte sie die volle Würde und Freiheit einer Mohawk-Frau. Ihr Los war gewiß nicht härter als das der anderen Squaws von Ossernenon. Im Herzen jedoch trug sie stets das Leid der Einsamkeit, denn sie hatte keine Verwandten im Ort. Die Irokesen waren so wild und rauh, daß ihr oft angst und bang wurde und sie sich nach dem gesitteten, friedfertigen Leben der christlichen Algonkins von Kanada zurücksehnte. Viele Männer der Mohawks waren der Trunkenheit ergeben. Sie alle übten einen widerlichen Aberglauben. Und wer fürchtete nicht die „reißenden Wölfe der Caniengas“, die nicht nur feindliche Krieger, sondern auch hilflose Weiber und Kinder grausam zu Tode quälten und marterten!

Gewiß, es gab auch manche vernünftige und edlere Männer unter ihnen. Der Große Biber gehörte zu dieser Gruppe. Obwohl auch er dem heidnischen Aberglauben und der Grausamkeit gegen die Feinde huldigte, betrank er sich jedoch nie und war seinem Weibe in ehrlicher Treue zugetan. Kahonta war ihm herzlich dankbar dafür. —

Noch eine Sorge lag wie ein Schatten über ihrem Leben. Es war der Kummer um ihre Religion. Als kleines Kind war sie in Kanada getauft worden und hatte den Namen Marie erhalten. Die französischen Pflegeeltern hatten sie im katholischen Glauben erzogen; die Jesuitenpatres hatten sie unterrichtet, sie die Gebete gelehrt und ihr treue Liebe zu Gott ins Herz gepflanzt. Seit sie im Alter von zwölf Jahren Gefangene der Irokesen geworden war, hatte sie alle Verbindung mit Priestern, Kirche und Gottesdienst entbehren müssen.

Sie durfte nicht einmal zeigen, daß sie eine Christin

war. Die Mohawks haßten die Franzosen; ihre Abneigung erstreckte sich auch in besonderem Maße auf die Religion der Bleichgesichter und auf die „Schwarzröcke“ (Jesuiten), die den Glauben zu den Indianern bringen wollten.

Ihr Mann wußte, daß sie eine Christin war. Er ließ es schweigend zu, daß sie jeden Abend kurze Zeit neben dem Lager kniete und im Herzen die Gebete sprach, die sie als Kind gelernt hatte. Sie durfte aber nie vor ihm das Kreuzzeichen machen, durfte nicht über den Glauben reden oder sonst andeuten, daß sie christlich war.

In dieser Seelennot hatte ihr die Vorsehung Trost und Hilfe gesandt. Eine Frau, die selbst aus Ossernenon stammte und eine Mohawk war, hatte einen Onondága geheiratet und war in der kleinen Mission jenes Stammes nach gründlicher Vorbereitung getauft worden. Einige Jahre später, als ihr Mann im Kampf gefallen war, mußte sie zu ihren Verwandten nach Ossernenon zurückkehren. Es dauerte nicht lange, bis sie herausfand, daß auch Kahonta katholisch war. Die beiden Squaws schlossen enge Freundschaft.

Der Name dieser Frau war Tegonhadschóngo, ihr Taufname Anastasia. Sie war eine echte Mohawk-Indianerin, mutig und energisch, klug und willensstark. An ihr fand Kahonta, die scheue und milde Algonkin, eine mächtige Stütze. Zu ihr blickte sie auf wie zu einer älteren Schwester.

Das Kleine beginnt zu weinen. Kahonta erwacht aus ihrem kurzen Schlaf. Sie ist allein im Wigwam; die anderen Mädchen und Frauen sind zur Arbeit ins Maisfeld gegangen. Sie setzt sich auf und zieht das Tuch von der Wiege. „Mein Liebling!“ flüstert sie, hebt das Kind

aus dem Wiegenkorb und legt es an ihre Brust. Joragode trinkt eifrig. Eine Woge von Mutterglück geht durch Kahontas Herz.

Der Anblick ihres kleinen Kindes erinnert sie an ein indianisches Weihnachtslied, das sie einst gelernt hat. Leise und langsam singt sie die einfachen Zeilen in der Algonkinsprache:

Die Winternacht ist bitter kalt,
Der Wind braust über See und Wald.
In einem Wigwam arm und klein
Liegt auf dem Heu ein Kindelein.

Das Wetter tut ihm keinen Harm,
Ihn deckt ein Rehfell, weich und warm.
Maria beugt sich im Gebet,
Und Josef schützend vor ihm steht.

Es wacht der Hirten treue Schar;
Da strahlt ein Licht, so hell und klar.
Voll Staunen blicken sie empor
Und lauschen froh dem Engelchor:

„Eilt hin und seht das Gotteskind,
Das euch erlöst von Schuld und Sünd’.
Dem wahren Gott sei Lob und Preis,
Und Friede auf dem Erdenkreis!“

Während des Gesanges hat Sonnscheinchen zu trinken aufgehört und ist sogleich wieder eingeschlafen. Kahonta drückt sie liebevoll an sich; Tränen stehen ihr in den Augen. Zum erstenmal macht sie dem Kleinen das Kreuzzeichen auf die Stirne. „Sevanníjo (o Gott)“, flü-

stert sie, „segne mein kleines Mädchen und fülle sein Herz mit der Liebe zu dir!“² –

Das Bärenfell wird zur Seite geschoben. Tegonhadschongo kommt in den Wigwam. Als sie das Kleine in den Armen Kahontas erblickt, strahlen ihre dunklen Augen voll Freude auf. „Segon!“ ruft sie und eilt zur Lagerstätte.

„Anastasia, komm und sieh!“ jubelt Kahonta. Sie hält das Kindchen der Freundin entgegen. Tegonhadschongo beugt sich nieder, nimmt das Neugeborene in ihre starken Arme und hockt sich neben das Bett. „Ach du liebes Vöglein“, sagt sie, während sie liebkosend über das braune Köpfchen streicht, „wie hat deine Mutter dich benannt?“

„Joragode“, erwidert Kahonta.

Anastasia lacht auf. „Du bist ein sanftes, gemütvolltes Algonkinmädchen, Kahonta. Eine Mohawk-Mutter hätte das Kind wahrscheinlich ‚Kätzchen‘ oder ‚Mäuslein‘ oder ‚Bienchen‘ genannt. Wir Mohawks sehen schon in unseren Kindern das wilde, regsame Leben der Zukunft. Wir sehen sie spielen, herumtollen, arbeiten, essen und lärmern wie die Tiere, deren Namen wir ihnen geben.“ Sie beugt sich hinab und drückt einen herzhaften Kuß auf das Köpfchen: „Ravannijo segne dich, Liebling!“ Dann bettet sie die Kleine behutsam in die Wiege.

„Ach, Anastasia“, fragt Kahonta besorgt, „was können wir tun, daß mein Kind von einem Schwarzrock das Wasser der Taufe empfängt und als Christin erzogen wird?“

Die Freundin wiegt bedächtig das Haupt. „Wir müssen geduldig sein und beten. Ich habe zwar gehört, daß der Schwarzrock, den wir Óndessonk (Gesandten) nennen, von seinem Wigwam im Lande der Onondagas zu

uns kommen wird, um die christlichen Huronensklaven zu besuchen. Unsere Häuptlinge und Krieger erlauben dies nur, weil sie über die wachsende Macht der Onserónni (Franzosen) besorgt sind und ein solches Verlangen nicht gut abschlagen können. Sie werden aber keine Squaw der Mohawks mit dem Schwarzrock reden lassen.“ Ein Weilchen schweigen die Frauen, in Gedanken versunken.

„Auch dich nicht?“ fragt Kahonta.

Anastasia lacht kurz auf. „Ich würde es ihnen nicht raten, mich zu hindern! Ich bin eine Witwe und kann tun, was ich will. Vor unseren heidnischen Männern habe ich keine Angst. Sie wissen ohnehin, daß ich eine Christin bin. Du aber bist das Weib eines Häuptlings; dein Mann ist voll Zorn und Verbitterung gegen die Priester, weil sie die Grausamkeit und den Aberglauben unserer Krieger offen verurteilen. Er würde es nie erlauben, daß du mit Ondessonk offen sprichst, und schon gar nicht, daß eure Joragode getauft wird.“

„Auch meinetwegen erlaubt er es nicht“, sagt Kahonta. „Er denkt, ich sei den Franzosen zugetan, weil sie mich gütig aufgenommen haben, als ich ein Waisenkind war und weil ich eine Christin bin. Warum glauben unsere Männer, wir christlichen Indianer seien halbe Franzosen? Warum sagen sie, wir verehren den Gott der Bleichgesichter? Ravannijo ist der Vater aller Menschen, er liebt alle seine Kinder, die roten und die weißen. Warum können unsere Männer dies nicht verstehen?“

„Wir müssen beten“, wiederholt Tegonhadschongo. „Sprich vorläufig mit deinem Mann nicht über die Taufe oder den christlichen Glauben; dies würde ihn nur um so mehr verbittern. Wer weiß, ob nicht eines Tages auch die Mohawks den Missionaren erlauben werden, ein

Kirchlein zu bauen und das Christentum zu verkünden, wie es bei den Onondagas bereits geschehen ist, seit sie mit den Franzosen Frieden geschlossen haben.“

„Die Mohawks werden niemals Frieden machen“, klagt Kahonta.

„Nur Mut, mein Täubchen!“ Anastasia erhebt sich und legt ihre Hand tröstend auf die Schulter der Freundin. „Wir Squaws müssen warten können. Flinten, Schlachtbeile und Messer sind die Waffen der Krieger; unsere Waffen sind Geduld, Gebet und Schweigen.“

Mit einem freundlichen Gruß verläßt sie den Wigwam.

Sonnscheinchen wuchs und gedieh wie alle gesunden Kinder. Nach einigen Wochen begann sie zu lächeln. Wenn sie allein war, beobachtete sie mit großen Augen alles, was ringsum vor sich ging. Sie weinte nur selten. Nach Indianersitte trug Kahonta sie in einem Wiegenkörbchen auf dem Rücken, wenn sie zur Arbeit in die Maispflanzungen ging. Dort hängte sie das Wiegenbrett an einen niedrigen Ast, wo der leichte Wind es schaukelte. Rings im Gebüsch sangen und zwitscherten die Vögel, und die weißen Wolken zogen feierlich über den blauen Himmel. Von Zeit zu Zeit hielt die Mutter in der Arbeit inne, streckte sich und spähte über die Maishalme nach dem schwebenden Bündel. —

Die Monate vergingen. Joragode lernte gehen und reden. Sie plauderte lebhaft in ihrer kindlichen Art, lief lustig im Wigwam oder im Freien umher, spielte mit anderen Kindern oder beschäftigte sich allein mit der Puppe, die Kahonta aus Maisblättern und Bastschnüren gefertigt hatte.

Wenn sie lachte, hatte sie Grübchen in den braunen

Backen; ihre Augen sprühten Heiterkeit und Frohsinn. Im übrigen war sie ein ruhiges und stilles Kind. Sie lärmte oder zankte nicht. Wenn andere Kinder ihr ein Spielzeug entrissen, schrie sie nicht zornig auf, sondern stand ruhig da, während ihr dicke Tränen über die Wangen rollten.

„Sie ist ganz ihre Mutter“, sagte Anastasia. „Die Kinder der Mohawks sind wie Wildkatzen; sie fauchen und kratzen, wenn jemand sie reizt. Joragode ist mild und friedfertig. Aber irgendwo in ihrer Seele schlummert die trotzige Kraft der Mohawks, die sie vom Vater geerbt hat. Die Zukunft wird es zeigen.“

Sonnscheinchen war zwei Jahre alt, da bekam sie ein Brüderchen. Als man ihr das Neugeborene in der Wiege zeigte, stand sie eine Weile voll Staunen und Wundern vor dem Kleinen. Dann berührte sie mit ihrem Finger behutsam seinen Kopf.

„Ist er nicht ein liebes Büblein?“ fragte Kahonta. Sie nickte ernst und eifrig. Dann deutete sie auf ihn, ihre Augen strahlten voll Freude. Ein Lächeln lief über ihr Antlitz, und sie rief: „Süß!“ Die Mutter schaute überrascht auf. „Du hast recht, Liebling“, erwiderte sie, „wir wollen ihn so nennen, wie du gesagt hast.“

So kam es, daß das Knäblein den Kosenamen Otsikéta (Zucker) erhielt.

Die Flucht der Onseronni

An einem Frühlingstag des Jahres 1657 schritt der Schwarzrock Le Moyne, den die Rothäute Ondessonk nannten, durchs Palisadentor von Ossernenon und hob die Hand zum Gruße.³

Die Kundschafter hatten sein Nahen bereits angemeldet; eine Menge von Indianern starrte ihm stumm entgegen. Sie erwiderten seinen Gruß nicht. Er war gekommen, um den christlichen Huronensklaven die Tröstungen der Religion zu bringen. Dieser Besuch war ihm vom Großen Rat der Irokesen bewilligt worden; so konnten die Mohawks sein Kommen nicht verhindern. Sie empfingen ihn jedoch mit düsterem Schweigen und unverhohlener Feindseligkeit.

Er war der erste weiße Mann aus dem Volk der Onseronni, der nicht als Gefangener, sondern frei und ungehindert das Dorf betrat. In den finsternen Gesichtern der Krieger brannte der Ausdruck des Hasses. Am liebsten hätten sie ihn ergriffen, gefesselt und gefoltert; doch das Gesetz der Kanonsoni (Irokesen) erlaubte dies nicht, weil er als Gesandter im Land weilte.

Man wies ihn zum großen Langhaus der Sklaven, das einem elenden Schuppen glich und nur aufs notdürftigste ausgestattet war. Er trug sein schweres Bündel mit den nötigen Geräten zur Feier der Messe auf dem Rücken. Niemand nahm ihm die Last ab. Sein schwarzes Priesterkleid war mit Staub bedeckt; unter dem weitkrepfigen Hut rannen ihm die Schweißtropfen von der Stirn in den dunklen Vollbart. Seine kräftige Gestalt

verriet jedoch nicht die Müdigkeit nach dem langen Marsch durch die Wälder. Er schaute mit hellen, blitzenden Augen um sich und nickte im Vorübergehen den Squaws und den Kindern, die ihn neugierig anstarrten, freundlich zu.

Am Rande des Dorfes stand eine halbverfallene Hütte, die man ihm als Wohnung zuwies. Er dankte den zwei Kriegern, die ihn hingeführt hatten, bückte sich und ging vergnügt in den elenden Wigwam. Er brauchte fast eine Stunde, bis er den Raum vom ärgsten Schmutz und Unrat gereinigt hatte. In den alten, schmierigen Fellen, die seine Lagerstätte bildeten, hausten zahlreiche Flöhe. Doch daran war er längst gewöhnt; bei den Indianern gehörte das Ungeziefer zu jedem Haus, genauso wie der Rauch, den sie ständig einatmeten.

In diesem Schuppen wohnte Pater Le Moyne in den nächsten beiden Wochen. Nur Sklaven durften ihm den faden Maisbrei bringen, der ungesalzen, übelriechend und mit ranzigem Bärenfett gemischt war. Wenn er durch die Siedlung wanderte, heiter und freundlich wie immer, liefen die Kinder vor ihm davon. Die Krieger gingen mit finsterner Miene an ihm vorbei, die meisten erwiderten seinen Gruß nur mit unwilligem Grunzen. In den Augen mancher Frauen, die ihm begegneten, lag ein Zug scheuer Neugierde. Es wagte aber keine, ihn anzureden, sonst wäre sie von ihrem Mann beschimpft und wohl gar verprügelt worden.

Der Priester war klug genug, den Haß der Indianer nicht zu schüren. Unter den Mohawks übte er keine Missionstätigkeit aus, widmete sich aber um so eifriger den Huronensklaven; daran konnte ihn niemand hindern, denn zu diesem Zweck hatte man ihm den Besuch beilligt.

Am frühen Morgen, bevor die Arbeit begann, und nach dem Ende des Tagewerks sprach er täglich zu den versammelten Sklaven. Er hörte ihre Beichten, feierte die Messe auf einem roh gezimmerten Tisch und reichte ihnen die Kommunion. Nach vielen Monaten der leidvollen Knechtschaft unter ihren herzlosen Feinden konnten die Wéndat (Huronen) endlich wieder auf einige Tage ihre religiösen Lieder zusammen singen, den Rosenkranz in Gemeinschaft beten, dem Meßopfer beiwohnen, den tröstlichen Unterricht im Glauben empfangen. Sie nahmen begierig diese geistliche Hilfe auf, die ihren Mut erneuerte und ihnen half, das schwere Kreuz der Gefangenschaft geduldig zu tragen.

Wie gebannt hingen sie an jedem Worte des Schwarzrocks. Er beherrschte ihre Sprache mit ungewöhnlicher Redekunst; war er doch bei den Stämmen der Huronen und Irokesen als das „Bleichgesicht mit der Zunge der Onkwe-onwe“ (Indianer) bekannt. Ihre Augen leuchteten vor Glück und Begeisterung, als er die vertrauten Klänge ihrer Muttersprache in prächtigen Bildern und Ausdrücken dahinrollen ließ. Die Huronensprache war mit dem Irokesischen verwandt; doch die Art des Redens war grundverschieden. Die Irokesen, so wild sie auch waren, formten die Laute mit der Zunge, so daß die Rede klangvoll, melodisch und weich dahinfloß. Die Huronen dagegen preßten die Worte aus der Kehle; ihre Aussprache klang scharf, hart und grollend wie das Ächzen der Urwaldbäume im Wintersturm. Pater Le Moyne beherrschte beide Sprachen in voller Meisterschaft, und seine Zuhörer wiegten die Oberkörper im Takt mit der rauhen Harmonie seiner gewaltigen Rede.

Von der Seelsorgsarbeit des Paters gewahrten die Bewohner von Ossernenon kaum etwas. Kein Mohawk betrat den Wigwam der Sklaven; sogar die Kinder, die sonst überall neugierig herumspürten, hielten sich fern. Nur die Witwe Anastasia fand sich eines Abends heimlich im Langhaus der Sklaven ein, lauschte dem Unterricht und nahm an den Gebeten teil. Nachher berichtete sie dem Schwarzrock von ihrer Freundin Kahonta. Er stimmte bei, daß die junge Frau des Häuptlings mit ihm nicht in Verbindung treten solle, weil sonst ihr Mann in seinem Zorn die Lage nur verschlechtert hätte. „Auch die Taufe des kleinen Mädchens müssen wir auf eine günstigere Zeit verschieben“, meinte er. „Du magst aber Kahonta mitteilen, daß ich sie nicht vergesse. Ich sende ihr und der Kleinen den priesterlichen Segen und werde sie stets ins Gebet einschließen.“

Die Botschaft des Priesters brachte Kahonta den inneren Frieden und die Kraft zum geduldigen Ausharren. Sie übergab Joragode den Segen des Missionars, indem sie ihr heimlich das Kreuzzeichen auf die Stirne machte. „Sevannijo, gütiger Vater im Himmel“, betete sie, „schütze mein Kind vor allem Bösen. Laß das Gift der Sünde nie in ihr Herz eindringen. Du lehrst die Nachtigall fliegen und singen; gib auch Sonnscheinchen Flügel der Seele, daß sie dir entgegenfliege, und verleihe ihr die Stimme des Gebetes, damit sie dein Lob singe!“ –

Wie gern wäre Pater Le Moyne von Haus zu Haus gegangen, um mit den Bewohnern bekannt zu werden und freundliche Gespräche anzuknüpfen! Gar manche Squaw hätte seinen Besuch begrüßt, denn man hatte längst die Kunde vernommen, daß Grausamkeit, wildes Morden, Trunksucht und eheliche Untreue im Christentum streng verboten waren. Dies war eine Religion, die

vielen Frauen der Mohawks gut und richtig erschien. Die Krieger jedoch, die von den Medizinmännern zum Haß gegen die Missionare aufgestachelt waren, sorgten dafür, daß der Schwarzrock ja nicht mit den Einwohnern des Dorfes ins Gespräch kam.

Als der Pater nach zwei Wochen Abschied nahm, ließ er die Huronen getröstet und gestärkt zurück. Seine Freundlichkeit und sein selbstloses Wirken hatten aber nicht nur auf Weiber, sondern auch auf manche Krieger der Mohawks einen tiefen Eindruck gemacht. Es war die geduldige Saat des guten Beispiels, die er gesät hatte. Er konnte nur hoffen und beten, daß auch die Caniégas (Mohawks) eines Tages ihre Herzen der Predigt des Christentums öffnen würden.

Mit seinem Pack auf dem Rücken schritt er zum letztenmal durch die Siedlung, drehte sich beim Tor um und hob die Rechte zum Abschiedsgruß. Dann stapfte er hinaus ins Freie, und bald verschwand seine dunkle Gestalt im Fichtenwald, durch den der Pfad nach dem fernen Westen führte. —

Bei den Onondagas hatte der katholische Glaube eben seine ersten, zarten Wurzeln ins harte Erdreich gesenkt. Le Moyne war als erster Vorbote der Mission zu ihnen gekommen, da sie mit den Franzosen Frieden geschlossen und um Schwarzröcke gebeten hatten. Schon waren einige Häuptlinge und einflußreiche Krieger ihm freundlich gesinnt.

Nun schmiedete er großartige Pläne für die neue Mission — die erste im Volk der Irokesen —, als er mit dem Bündel auf dem Rücken und einem knorrigen Stock in der Hand unentwegt durch den Forst nach Nordwesten wanderte.

Während der nächsten Monate schienen sich die Pläne des Paters Le Moyne über Erwarten schnell zu erfüllen. In seinem bescheidenen Blockhaus zu Onondáge konnte er frei und ungestört das Missionswerk pflegen. Die vielen christlichen Huronen, die als Sklaven und Knechte in den Siedlungen wohnten, durften ihn vor oder nach ihrer Arbeit ungehindert besuchen und dem Gottesdienst beiwohnen. Dazu hatten ihn manche Squaws der Onondagas, und sogar einige Krieger, um Unterricht im Glauben gebeten. Bald würde er beginnen können, sie auf die Taufe vorzubereiten.

Schließlich kam die frohe Kunde, daß der Vizekönig von Kanada die Einladung angenommen habe, im Gebiete der Onondágas einen Handelsposten zu errichten. Auch die kirchlichen Obern hatten der Bitte um Missionare Gehör geschenkt. Drei Wochen später erschienen wirklich die Franzosen. Sie waren in mühsamer Fahrt von Quebec in die Wildnis gewandert. Der Trupp bestand aus zwölf Soldaten, vierzig Waldläufern, Pelzhändlern und Handwerkern und drei Jesuiten, die in Onondage eine Mission gründen sollten.

Die Kanadier bauten auf einem Hügel am Ufer des Onondaga-Sees eine kleine Palisadenfestung. Die Schwarzröcke wohnten abseits vom Fort, am Rande der Siedlung. Neben ihrem bescheidenen Wigwam erhob sich bald ein Holzkirchlein mit einem Turm, in dem eine kleine Glocke hing. Keine Wälle umgaben die Mission, der Zugang stand allen Besuchern offen. Dorthin kamen nun die christlichen Indianer zum Unterricht und Gottesdienst. Auch viele Heiden fanden sich ein, um die ungewohnten Dinge zu bestaunen, die sich im Haus der Schwarzröcke und im „Wigwam des Gebetes (Gotteshaus)“ vorfanden. —

So vergingen die Sommermonate des Jahres 1657 in emsiger Geschäftigkeit. Die Leute im Fort hatten alle Hände voll zu tun, die Blockhäuser, Ställe und Warenschuppen einzurichten. Mit den Rothäuten trieben sie regen Tauschhandel; sie nahmen die Jagdbeute an Pelzen entgegen und boten dafür eine reiche Auswahl der Waren, die das Herz der Irokesen erfreuten: Äxte, Messer, Seile, Wolltücher, Porzellanperlen und allerlei Schmuck für die Squaws; dazu Brot, Zucker, Rosinen, Dörripflaumen und Tabak. Nur zwei Dinge verkauften sie den Indianern nicht: Feuerwaffen und Schnaps. Ein strenges Verbot der Regierung untersagte solchen Handel allen Behörden und Kaufleuten. Die Onondagas nahmen dieses Verbot gleichgültig hin, denn ihre weißen Nachbarn am Hudson-Fluß, die Holländer, versorgten sie schon seit langem mit Donnerstöcken und Feuerwasser im Tauschhandel gegen Pelze und Biberfelle.

Die SchwarZRöcke bereiteten einige Dutzend Männer und Frauen zur Taufe vor. Sie verlangten zuerst eine gründliche Kenntnis des Glaubens; dann mußten die Bewerber ungefähr ein Jahr lang als vorbildliche Christen leben und sich in der Treue zu ihrer Religion bewähren, bis sie endlich zur Taufe zugelassen wurden.

Vier Monate nach der Ankunft der Missionare bestand in Onondage bereits eine ansehnliche Gemeinde von christlichen Irokesen. Sie waren noch nicht getauft, führten aber das Leben eifriger Katholiken, nahmen täglich am Gottesdienst teil, beteten jeden Morgen und Abend in ihren Wigwams und hielten sich von den heidnischen Zeremonien und den Lastern ihrer Stammesgenossen fern.

Die Kunde von diesen Vorgängen in Onondage verbreitete sich bald unter den anderen Stämmen. Die Mo-

hawks, schon immer die wildesten der Irokesen, wurden ob der Freundschaft der Onondagas mit den Franzosen sehr zornig und verbittert. Der Gedanke an einen Frieden mit den Bleichgesichtern des Nordens war ihnen unerträglich; noch mehr erboste sie es, daß schon manche Krieger den indianischen Göttern, Dämonen und Geistern den Rücken gekehrt hatten und dem „Gott der Bleichgesichter“ dienten.

Eine Gruppe von Kriegern der Mohawks begann, den Haß gegen die Christen zu schüren. Dabei fanden sie an den Medizinmännern eifrige Helfer. Jedes Unglück, jede Mißernte, jede Krankheit schrieben diese heimtückischen Zauberer dem bösen Einfluß des Christentums zu. Es dauerte nicht lange, bis die Glut des Hasses, durch Gerüchte und Verleumdungen geschürt, in helle Flammen ausbrach. Die Friedenspartei unter den Onondagas fand sich plötzlich bedrängt und in die Enge getrieben. Ihr Anführer, der geachtete Kriegshäuptling Garakóntie (Wandernde Sonne), der ein eifriger Taufbewerber geworden war, versuchte mit machtvollen Reden im Großen Rat das Verhängnis abzuwehren. Die Rednerei nützte ihm aber nicht viel. Die Erregung der Heiden wuchs von Tag zu Tag.

Daß Irokesen gegen ihre eigenen Volksgenossen kämpften, war undenkbar. So richtete sich die Wut der Heiden gegen die ausländischen Christen. Am 3. August 1657 überfielen die Medizinmänner mit ihren Kumpanen unversehens die christlichen Huronen, die in Onondage wohnten, und ermordeten sie in einem wilden Blutbad. Die Missionare wurden beschimpft, an ihrem Wirken gehindert und mit dem Ärgsten bedroht. Sie ließen sich aber nicht so leicht einschüchtern. Gegen zwanzig ihrer Mitbrüder hatten schon in den vergange-

nen Jahren von den Irokesen grausame Foltern und den Tod erlitten. Zum gleichen Schicksal bereit, wirkten die Patres mutig und unerschrocken weiter, so gut sie konnten.

Die Heiden kamen schließlich überein, das französische Fort zu vernichten, denn nur so könnte man die Franzosen und mit ihnen das aufkeimende Christentum ausrotten. Sie hielten geheime Beratungen, zu denen auch die Mohawks eingeladen wurden. Man beschloß, gegen Ende März des folgenden Jahres die Festung zu überrumpeln und die Hälfte der Bleichgesichter zu ermorden. Die andere Hälfte sollte als Geiseln am Leben bleiben; sie konnten zum Austausch von gefangenen Irokesen und zu allerlei Erpressungen gegen die Franzosen verwendet werden.

Um den Plan auszuführen, versammelten sich etwa zweihundert heidnische Krieger in der letzten Februarwoche beim Fort. Sie gaben vor, daß sie zum Fellhandel gekommen seien. Auf der weiten Lichtung am Fuß des Hügels errichteten sie ihre Hütten aus Tannenreisig. Täglich brachten sie Biberfelle ans Tor, feilschten und handelten auf die gewohnte Art, waren lustig und guter Dinge. Die Szene glich einem Jahrmarkt. Dabei spähten sie das Fort aus, so gut es ging.

Ein unerwarteter Überfall so vieler Irokesen, die fast alle mit Flinten bewaffnet waren, hätte die kleine Festung schon im ersten Ansturm überwältigen können. Zum Glück jedoch wurden die Franzosen vorgewarnt. Ein Häuptling, der im stillen dem Christentum zugetan war, verriet den heimtückischen Plan einem kanadischen Jäger, mit dem er befreundet war.

Die Franzosen fürchteten nicht den Kampf. Sie hätten

die Festung mit Geschick und Todesmut verteidigt. Auf endgültigen Sieg bestand aber keine Aussicht, denn sie waren allein inmitten des feindlichen Landes, und an einen Nachschub von Munition, Lebensmitteln und Kämpfern aus Kanada war nicht zu denken. So kamen sie überein, daß es am besten sei, durch eine List aus Onondage zu entinnen und nach Montreal zurückzukehren.

Während der folgenden Nächte bauten sie heimlich in einem gut gesicherten Warenschuppen einige Kanus und feste Ruderboote. Dann packten sie ihre Vorräte in große Fellbündel und machten alles zur Abreise bereit. Die Indianer merkten von dieser Arbeit nichts; sie hatten ja keine Ahnung, daß die Weißen vom geplanten Überfall unterrichtet waren.

Der Abzug mußte völlig unbemerkt geschehen, sonst wären die Franzosen von einigen hundert Rothäuten angegriffen, verfolgt und bis auf den letzten Mann umgebracht worden. Der Anführer der Pelzjäger, ein junger Kanadier namens Radisson, übernahm die Ausführung des listigen Planes. Er beherrschte die Sprache der Irokesen und kannte auch all ihre Sitten und Gebräuche, denn er hatte zwei Jahre als angenommener Sohn eines Häuptlings unter den Mohawks gelebt.⁴

Anfang März rief er die Häuptlinge zusammen und kündigte ihnen an, daß die Franzosen nach fünf Tagen ein großes Fest geben würden, zu dem alle roten Freunde eingeladen seien, die in der Umgebung des Forts ihre Wigwams aufgeschlagen hatten. Dabei verwendete er all die Redeformen und Ausdrücke, die nach der Sitte bei einer solchen Ankündigung üblich waren.

Die Häuptlinge und Krieger grunzten vor Befriedigung und sagten begeistert zu, in ihren Herzen die hä-

mische Freude, daß die Bleichgesichter, ohne es zu ahnen, ihr eigenes Todesmahl anboten; es war nämlich bei den Indianern Brauch, daß ein sterbender Mann kurz vor seinem Tode allen Freunden ein letztes Gastmahl gab.

Aus dem Tor des Forts bewegt sich ein Zug von zwanzig Franzosen. Zu zweit schleppen sie dampfende Kessel, die bis zum Rand mit saftigen Fleischklumpen gefüllt sind. Die Indianer erheben sich, stellen sich in Reihen an und empfangen die gewaltigen Portionen von Schweine-, Hunde-, Biber- und Rehfleisch. Sie hocken sich hin und verzehren behaglich das Riesenmahl. Nachher schlürfen sie in vollen Zügen die fettige Brühe, die in den Kesseln zurückgeblieben ist.

Inzwischen kommen die Träger ein zweites Mal. Jeder Irokese erhält einen großen gebratenen Aal. Beim Kauen rinnt ihnen das heiße Fett aus den Mundwinkeln; einige haben bereits Mühe, ihre Portion zu bewältigen. Radisson jedoch läßt ihnen nicht viel Zeit. Kaum sind die Aale verschwunden, ruft er sie wieder zu den Kesseln und füllt ihre Rindenteller mit dickem, fettem Sagamite. Schon bitten manche Krieger um Nachsicht; sie sind so voll, daß sie fürchten, dieses Gericht nicht mehr verschlingen zu können. Doch Radisson, der ihre Sitten genau kennt, erinnert sie an die unerbittliche Ehrenpflicht, alles aufzuessen, und ermuntert sie nach Art eines indianischen Gastgebers, ja nichts übrig zu lassen.

Immer langsamer werden ihre Bewegungen. Keuchend und schnaubend stopfen sie Löffel um Löffel des schweren Breis in den Mund. „Mein Bauch ist voll“, ruft einer. „Ich bin gespannt wie eine Trommel“, klagt ein anderer. „Bruder, hab’ Mitleid mit mir; ich zerplatze!“ beschwört ihn ein dritter. Darauf lacht er nur und tischt ein wei-

teres Gericht auf: ein Mus aus zerstampften Erdbeeren, mit Ahornsirup übergossen. Der Sirupsaft ist zur Hälfte mit Wein vermischt.

Dies ist zuviel für die Roten. Sie schlürfen den süßen Saft, das Mus aber kann kaum einer bewältigen. Sie nehmen die gefüllten Schüsseln mit in die Hütten, um die Nachspeise am nächsten Tag fertigzuessen; denn die Sitte verlangt, daß vom Gastmahl nichts übrigbleiben darf. Wie betäubt werfen sie sich auf ihre Lager und fallen bald in schweren Schlaf.

Radisson überblickt die nächtliche Szene. Alles liegt in tiefer Ruhe. Er lächelt vergnügt und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Die List ist gelungen! Zwei Gefährten helfen ihm, die Torflügel der Festung zu schließen und zu verriegeln.

Im Dunkel der Nacht schleppen die Franzosen ihre Boote und alle Vorräte durch eine geheime Tür im Palisadenzaun zum See hinaus. Die Jesuitenpatres der Mission wären gern bei ihren Christen geblieben, doch der Kommandant hatte ihnen befohlen mitzukommen. Mit ihren Bündeln beladen, eilen sie zum Fort und besteigen eine der Schaluppen. Schweigend und hurtig geht das Einschiffen vor sich. Zum Glück ist der Himmel bewölkt, der Nebel über dem See verbirgt die dunklen Gestalten der Boote und der Menschen.

Gegen elf Uhr nachts gleitet die Karawane der sechs Fahrzeuge still und geisterhaft vom Ufer ab und strebt dem Nordende des kleinen Sees zu, von wo der Onondaga-Fluß dem riesigen Ontario-See zuläuft. In etwa zwanzig Stunden können sie den See erreichen.⁵

Im Lauf des Vormittags erwachen die Rothäute aus ihrem langen Schlaf. Sie stehen in kleinen Gruppen vor

der französischen Festung und starren verblüfft auf die Palisaden. Merkwürdig! Diese Bleichgesichter, die sonst schon früh am Morgen ihren Geschäften nachgehen, scheinen heute noch immer zu schlafen. Nicht einmal die Wachtposten stehen auf den Ecktürmen. Das Tor ist geschlossen; man vernimmt keine Menschenstimmen, nur ein Hund bellt wütend, und das Gackern von Hennen ertönt aus der Umzäunung.

Gegen Mittag kommen die Mohawks und Onondagas zum Schluß; daß die Onseronni eine geheime Beratung halten. In dieser Ansicht werden sie noch bestärkt, als sie hören, daß auch die Schwarzröcke aus ihrem Hause verschwunden sind. Was geht im großen Wigwam der Bleichgesichter vor? Welche Pläne mögen sie wohl schmieden?

Als schließlich der Tag zur Neige geht, ohne daß ein einziger Franzose sich zeigt, übermannt gewaltige Neugier das verblüffte Zögern der Krieger. Ein paar wagemutige Männer erklettern die Palisaden und spähen vorsichtig über die Pfahlspitzen. Der Platz liegt völlig verlassen und menschenleer; nur ein Hund und einige Hühner treiben sich im Hof herum.

Die Krieger springen hinab und öffnen das Tor. Nun kommen die Rothäute in kleinen Gruppen vorsichtig herein. Scheu und Furcht liegt in ihren Herzen. Was ist geschehen? Haben die Bleichgesichter einander getötet? Doch es ist kein Zeichen eines Kampfes zu sehen. Alles ist still, die Strahlen der sinkenden Sonne dringen friedlich durch die leeren Räume. Die Onseronni sind samt ihren Waffen, Pelzen und Vorräten spurlos verschwunden!

Die Irokesen starren einander an und beginnen vor abergläubischer Furcht zu zittern. Sie sind sicher, daß

die Weißen weder zu Land noch zu Wasser entfliehen konnten. Ihre Boote waren schon im letzten Sommer von einigen Franzosen nach Kanada zurückgebracht worden. Ein Marsch über Land ist undenkbar, denn es liegt überall Eis und Schnee, man hätte die Fracht unmöglich mit-schleppen können; dazu sind nirgends im Umkreis die Spuren der Karawane zu finden.

Kein Wunder, daß die Krieger, die ja den Mord der Bleichgesichter planten, äußerst betroffen sind und das Entrinnen ihrer Opfer einem geheimnisvollen Zauber zuschreiben. Bald geht durch die Gaue des Irokesenlandes das Gerücht, die Onseronni seien von riesigen Gagósas (Geistern) abgeholt und während der Nacht durch die Luft entführt worden.

Nun wirkte kein einziger Jesuit mehr unter den Irokesen. Die Heiden hatten den Sieg davongetragen. Bei den Onondagas, Oneidas und Mohawks wurde das Verschwinden der verhaßten Schwarzröcke mit Gelagen, Tänzen und wilden Reden gefeiert. Die Christen hielten sich von diesem Trubel fern. Sie ertrugen in Geduld und Schweigen den Spott der heidnischen Genossen, fanden sich heimlich in kleinen Gruppen zum Gebet zusammen und flehten zu Ravannijo um die baldige Rückkehr der Priester. Der Häuptling Garakontie blieb ihnen ein treuer Führer. Durch seine Begeisterung und mächtige Rednergabe bestärkte er sie in der Treue zum Glauben, tröstete sie im Leid und beschützte sie durch seinen Einfluß unter den Heiden, denn er war einer der tapfersten und geachtetsten Häuptlinge der Onondagas. –

Kahonta, die junge Mutter in Ossernenon, hatte beim Besuch des Paters Le Moyne nur seine kurze Botschaft und den priesterlichen Segen erhalten können. Sie sah

ihn persönlich nicht, konnte auch nicht der Messe beiwohnen oder die Kommunion empfangen. Sie blieb aber inmitten der heidnischen Umgebung ihrem Glauben treu, betete täglich zu Ravannijo und zu seinem Sohn, dem Erlöser aller Menschen.

Sonnscheinchen wußte nichts von all diesen Vorgängen. Sie war erst drei Jahre alt, spielte vergnügt mit ihrer Puppe, bewunderte ihr kleines Brüderchen und plauderte fröhlich in den Tag hinein. Voll Staunen schaute sie auf all die merkwürdigen Dinge, die sich täglich in der Natur und im Wigwam ihrem scharfen Blick offenbarten.

Tekakwitha

Im Herbst 1659 brach im Lande der Irokesen eine ansteckende Seuche aus. Es waren die gefürchteten Pocken, die mit den Bleichgesichtern in die Neue Welt gekommen waren. Die Körper der Wilden boten dieser heimtückischen Krankheit keinen Widerstand; in den Siedlungen lagen bald Hunderte darnieder und wälzten sich stöhnend auf ihren Lagern. Die Gesichter bedeckten sich mit schwärenden Pusteln, das Fieber schüttelte ihre Körper, die ausgetrockneten Lippen brannten in heißem Durst. Viele wurden vom Tod hinweggerafft.

Furcht und Schrecken erfüllte die tapfersten Männer. Mit dem Winter steigerte sich die Krankheit, anstatt zu erlöschen, wie es die Zauberer fälschlich vorausgesagt hatten. Die Zeit der festlichen Gelage und Tänze wurde zu einer Zeit der Angst und Totenklage. Der Gedanke, von der Seuche ruhmlos hinweggerafft zu werden, trieb manchen stolzen Krieger bis zum Selbstmord.

Mit düsterem Klang erdröhnten in den Dörfern die Medizinrasseln und Zaubertrommeln, die den Geist der Krankheit verscheuchen sollten. Im Dunkel des Abends lohten gewaltige Feuer vor dem Haus des Rates. Dort führten die Zauberer ihre Beschwörungstänze auf. Sie trugen die Tracht der Totentiere ihrer Sippen – Schildkröte, Bär und Wolf – und hatten sich schreckhafte Masken über den Kopf gebunden. Im roten Schein der Flammen sprangen sie wie besessen im Kreis herum, drehten sich in wilden Zuckungen, schwangen federgeschmückte Stäbe nach allen Richtungen und sangen die alten Zau-

berformeln. Ihre gellenden Schreie erfüllten das ganze Dorf mit Schrecken. Die Rasseln aus Elchhufen klappernten an ihren Beinen, es zischte und krachte im brennenden Scheiterhaufen; die Funken stoben in dichten Bündeln zum schwarzen Nachthimmel auf.

Sobald die Feuer erloschen waren, schlichen die Medizinmänner in den Wald, suchten im Mondlicht nach seltenen Kräutern und nach unbekanntem Tierchen, die übers Moos dahinkrochen. Der wirksame Zauber mußte entdeckt werden!

Von den Giebeln der Hütten baumelten Strohpuppen als Vogelscheuchen gegen die Fledermäuse der bösen Geister. Die Häuptlinge hielten lange Reden im Wigwam des Rates und opferten den erzürnten Manitou Tabak, Mais und Bohnen. Dem furchtbaren Kriegsgott Areskoi brachten sie sogar Menschenopfer dar, indem sie gefangene Algonkins oder Huronen grausam zu Tode marterten. „Geh zu unseren Feinden, wenn es dich nach Menschenfleisch gelüftet!“ riefen sie Aréskoi zu. Sie aßen Stücke des Fleisches, das sie den gemarterten Sklaven vom Leib geschnitten hatten. Dann tanzten sie mit brennenden Fackeln im Munde, besprengten sich selbst und die Wigwams mit Zauberwasser, schrieten, heulten und schlugen mit Kriegskeulen an die Bäume, daß der dumpfe Klang weithin den Wald erfüllte.

Inzwischen saßen die noch gesunden Rothäute traurig und verhüllten Hauptes um die Feuer in ihren Häusern. Von den Liegestätten längs der Wand klang das Wimmern kranker Kinder, das Stöhnen und Ächzen der Männer und Squaws, die mit der Seuche rangen. Durch das Firstloch am Dach drang eisiger Wind in den Raum und schlug den Rauch zurück, daß die ganze Hütte von quälenden Schwaden erfüllt war.

Von Zeit zu Zeit erhob sich ein Weib und spritzte den Kranken aus einem schmutzigen Üragan (Rindentopf) kaltes Schneewasser über Brust und Stirne. Kinder lagen unbedeckt im eisigen Luftzug; in der Fieberhitze hatten sie die Decke beiseitegeschoben. Und die Eltern ließen sie gewähren, denn der Kummer hatte sie blind gemacht und die Angst ihren Sinn abgestumpft. —

Das große Sterben wütete den ganzen Winter hindurch und entvölkerte die Dörfer der stolzen Caniengas. Düstere Verzweiflung wechselte mit Ausbrüchen ohnmächtiger Wut. Die Leichenzüge mit ihrer Totenklage schienen kein Ende zu nehmen.

Vor dem Wigwam Tsonitowas drängt sich eine Schar von Weibern und Kindern. Sie können nicht eintreten, das Haus ist bereits mit Männern angefüllt. Die zwei Kochfeuer brennen in heller Glut und senden ihren brenzlichen Rauch in die heiße Luft, die vom Schweiß der Fieberkranken riecht.

Häuptlinge und Krieger, die Gesichter schwarz bestrichen, bewegen sich wie schreckliche Teufelsfiguren im Halbdunkel des Raumes. Die Squaws, die im Langhaus wohnen, kauern ganz hinten auf ihren Lagerstätten und verhüllen das Gesicht mit ihren Decken. Der Hund des Großen Bibers hat sich in eine Ecke verkrochen, steckt die Schnauze unter ein Bündel von Maisblättern und winselt leise vor sich hin.

Tsonitowa ist tot. Nach einer Woche schweren Fiebers hat ihn die Seuche dahingerafft. Nun liegt sein Leichnam auf einem Biberfell ausgestreckt, mit Fellkleidern und allem Schmuck eines Häuptlings angetan. An den Füßen stecken neue Mokassins für die Reise über den Sternenpfad. Das Antlitz glänzt von öligem Fett, der

schwarze Haarschopf ragt steif vom kahlgeschorenen Schädel auf.

Vier Krieger hüllen die Leiche ins Fell, dann umschnüren sie das Bündel mit Baststreifen und legen es auf eine Tragbahre. Feierlich schreiten sie mit der traurigen Last durchs Langhaus. Als sie den Wigwam verlassen, erheben die Squaws drinnen und draußen das Klagelied und wiegen die Oberkörper im Takt mit dem düsteren Gesang. Die Männer folgen den Leichenträgern durch die Siedlung hinaus zum „Wigwam der Toten“, wo bereits ein neugeschaufeltes Grab auf den Dahingeshiedenen wartet. –

Kahonta erwacht aus qualvollen Fieberträumen und blickt verstört um sich. Der Platz neben ihr ist leer. Man hat die Decken und Felle weggeschafft, die Ballen von Maisblättern und zartem Reisig ins Feuer geworfen. Wie ein Blitzschlag kommt es ihr zum Bewußtsein: Tsonitowa ist gestorben! Ihr Kopf sinkt auf die Brust, sie schluchzt in bitterem Schmerz. Der kleine Otsiketa liegt neben ihr; sein Köpfchen ruht auf ihrem Arm, er wimmert und zuckt unruhig unter den Fieberschauern. Joragode kauert auf ihrem Lager, preßt die Puppe an sich und ringt nach Atem. Ihr Kopf glüht, das ganze Gesicht ist von ekligem Ausschlag bedeckt.

Beim Anblick der leidenden Kinder läuft es der kranken Mutter kalt über den Rücken. Sie sinkt auf das Fellkissen zurück und verliert wieder das Bewußtsein. Im Wigwam hat niemand Zeit, sich mit ihr zu beschäftigen; fast in jedem Wohnraum liegen Kranke.

Sie ist aber nicht allein. Ihre Freundin Anastasia Tagonhadschongo hockt neben ihr, wäscht ihr von Zeit zu Zeit das Gesicht mit kühlem Wasser und versucht, ihr ein wenig Beerensaft einzuträufeln. Im übrigen kann sie

nichts tun als warten. Schon seit gestern ist sie zur Einsicht gekommen, daß auch Kahonta dem Tod entgegengeht. Die armen Kinder! Falls sie die Krankheit überleben, werden sie hilflose Waisen sein. Gewiß, nach der Sitte der Mohawks muß ein Verwandter sie an Kindes Statt annehmen; aber was sind ein Onkel oder eine Tante gegen die eigenen Eltern, besonders für diese Kleinen, die ihre Verwandten kaum kennen!

Während die heidnischen Nachbarinnen ihre Klagelieder singen, die Götter anrufen und die bösen Geister beschwören, bewegen sich Anastasias Lippen in leisem Gebet zu Ravannijo, dem wahren Gott, und zu seinem Sohn Jesus Christus: „Erbarme dich, o Herr, und laß Kahonta wieder genesen! Ich rufe zu dir, wie unser Erlöser gerufen hat: laß diese Bitternis vorübergehen; aber nicht mein Wille geschehe, sondern der deine! Wenn sie diese Erde verlassen muß, dann nimm ihre Seele in die ewigen Freuden auf!“

Gegen Mittag öffnet Kahonta ihre müden Augen. „Anastasia“, flüstert sie voll ängstlicher Sorge, „die Kinder liegen im Sterben; und kein Schwarzrock ist hier, um ihnen das Wasser des Heils auf die Stirne zu gießen.“

Begütigend streicht ihr die Freundin über die heiße Rechte: „Wir müssen beten, Kahonta. Ravonnijo weiß, daß du für deine Kleinen die Taufe ersehnt. Er weiß auch, daß kein Schwarzrock hier ist. Wir müssen auf seine Liebe vertrauen, er führt alles zum Guten.“

Weder sie noch Kahonta wußten, daß auch Laien taufen konnten. Um den Mißbrauch des Sakramentes zu verhüten, hatten die Jesuiten ihre wenigen Neubekehrten im Irokesenland darüber noch nicht unterrichtet. Erst wenn sie eine dauernde Mission gründen konnten, wollten sie den Christen diese Verantwortung auferlegen. —

Das Knäblein stirbt am Nachmittag. Die Mutter merkt es nicht; sie liegt selbst im Todeskampf. Anastasia wacht betend am Lager. Gegen Abend richtet sich Kahonta plötzlich auf, schaut mit großen Augen vor sich hin und formt die Lippen zum letzten Gebet: „Jésos takwon-tónr“ (Jesus, habe Erbarmen)! Dann sinkt ihr Haupt an die Brust der Freundin; ihr Herz hat aufgehört zu schlagen.

Gleich den anderen Toten wird auch sie mit ihrem Söhnchen unter den Klagegesängen der heidnischen Frauen hinausgetragen. Anastasia kann nicht mitgehen; sie muß bei der kleinen Joragode bleiben, die nun allein in dem Raum liegt, in dem noch vor einigen Wochen die ganze Familie so gesund und fröhlich beisammen war. —

Einen halben Monat bleibt Tegonhadschongo noch bei Sonnscheinchen. Sie hockt neben dem Krankenbett, wäscht den Eiter von den Schwären, träufelt der Kleinen flüssige Nahrung ein und wechselt die Decken. Dabei redet sie dem Kind ermunternd zu: „Du liebes Rotkehlchen, bleib nur schön ruhig liegen, wenn dir auch heiß ist und die Krankheit dir weh tut. Frohen Mut, mein Vögelchen! Bald wirst du wieder lustig herumspringen und hinausfliegen über die Wiesen und in den Wald.“

Ihre Stimme klingt weich und liebkosend, obwohl sich ihr Herz in bitterem Weh verkrampft. Joragode beruhigt sich, schließt die Augen und fällt in Schlummer. Auch Anastasia nickt ein; sie kann den nötigen Schlaf nur in kurzen Pausen finden, wenn Sonnscheinchen ruht.

Nach einigen Tagen beginnen die Pusteln auszutrocknen. Es formen sich dünne Krusten, die langsam dunkler und härter werden. Das Fieber sinkt von Tag zu Tag. Schon kann Joragode wieder feste Nahrung zu sich neh-

men. Sie weint aber oft, denn die Pusteln stechen und jucken.

Wenn sie auf die alte Freundin schaut, haben ihre Augen einen unsicheren Ausdruck; das alte schelmische Blitzen ist verschwunden, ebenso die Grübchen in den Wangen. Dünn und ausgemergelt liegt sie auf ihrem Bettchen. „Du armes Mäuslein“, flüstert Anastasia, „du siehst aus wie ein Krieger, der schon zwei Wochen hungrig im Wald herumgeirrt ist. Aber fürchte dich nicht, wir werden dich schon tüchtig füttern, daß du groß und stark wirst.“

Die Kleine scheint sich gut zu erholen. Ihre Augen haben jedoch die frühere Kraft und Frische verloren. Sie blinzelt schmerzlich, sooft ihr Blick auf die helle Dachluke fällt, und wendet das Gesicht schnell wieder dem Dunkel zu. „Ich kann nicht gut sehen“, wimmert sie, „das Licht tut mir weh.“

„Der Rauch im Wigwam ist heute sehr dick; er brennt dir in die Augen“, tröstet Anastasia. Es klingt sehr beruhigend; doch ihr Herz krampft sich in jäher Furcht zusammen. Sie weiß aus Erfahrung, daß die schreckliche Seuche manches Opfer halb erblindet zurückläßt.

Die starke, tapfere Indianerin birgt den Kopf in die Hände. Dicke Tränen rollen ihr über die Wangen. Sie hat sich damit abgefunden, daß Joragodes hübsches Antlitz nun für immer die Pockennarben tragen soll, daß die fröhlichen Grübchen verschwunden sind. Soll das Kind jetzt auch das Augenlicht verlieren und vielleicht nicht mehr imstande sein, Menschen und Dinge klar zu erkennen? – Sie schluchzt auf. Dann aber wischt sie sich energisch über die Augen, schüttelt den Kopf voll Unwillen über ihren Kleinmut und beginnt eifrig zu beten.

Zwei lange und mühsame Wochen mußte Sonnenscheinchen im Bett verbringen; nun darf sie endlich aufstehen. Das Fieber hat sie verlassen. Die Pusteln lösen sich allmählich vom Gesicht ab; das einst so frische und glatte Antlitz ist über und über mit unregelmäßigen Narben bedeckt.

Anastasias Gebet ist erhört worden: Joragode hat die Sehkraft nicht verloren. Sie kann aber nur auf kurzen Abstand klar sehen, wenn sie die Dinge vor Augen hat. Dazu ist sie so empfindlich gegen das helle Sonnenlicht, daß sie im Freien stets ihr Kopftüchlein über die Stirne zieht, um die Augen zu beschatten. – Im Lauf der folgenden sechs oder sieben Jahre wird sich dieser Zustand bessern; sie wird aber bis an ihr Lebensende unfähig bleiben, grelles Licht zu ertragen. –

Als sie endlich wieder auf den Beinen ist, muß Anastasia ihr helfen, das Gehen aufs neue zu lernen. Schwach und unsicher tastet sie sich an der Hand ihrer Freundin durch den Wigwam. Mit der Linken preßt sie die geliebte Puppe aus Maisblättern an die Brust. Ihr Blick schweift suchend umher, dann fragt sie ängstlich: „Wo sind Vater und Mutter? Wo ist Otsiketa?“

Der Alten gibt es einen Stich ins Herz. Diesen Augenblick hat sie seit langem gefürchtet. Die Kleine hat zwar öfters weinend nach den Eltern gerufen; nun aber fragt sie offen und ganz bewußt nach ihnen. Wie soll man ihr erklären, daß Eltern und Brüderchen gestorben sind?

Anastasia besinnt sich kurz, dann geht sie mit Sonnenscheinchen ins Schlafgemach, nimmt sie auf den Schoß und spricht in ruhigen Worten von den ewigen Wigwams, wohin die Seelen des Vaters, der Mutter und des Bruders geflogen sind. „Du konntest sie nicht sehen, wie sie dahinflögen, weil du fieberkrank im Bettchen lagst.“

„Warum sind sie weggeflogen? Und kommen sie nicht bald zurück?“

„Sie sind von uns weggegangen, weil der große, gute Vater im Himmel, der alle Menschenkinder liebt, sie zu sich gerufen hat. Sie kommen nicht mehr zurück, mein Mäuschen; aber sie warten dort oben voll Freude und Sehnsucht auf dich. Wenn Ravannijo, der gütige Gott, auch dich ruft, dann wirst du hinauffliegen und sie wiedersehen. Niemand wird euch mehr trennen. Mein liebes Rotkehlchen, wir alle werden dort oben beim himmlischen Vater zusammenkommen und auf immer glücklich sein.“ Mit Tränen im Auge drückt sie das Kind an sich.

„Ich möchte auch hinauffliegen!“ ruft Joragode mit Ungestüm.

„Das geht nicht, Schätzchen. Jeder, auch wir beide, du und ich, müssen warten, bis Gott uns ruft. Er liebt uns; und wir müssen ihn auch lieben, weil er unser Vater ist. Dem Vater aber muß man gehorchen, das weißt du doch?“

Sonnenscheinchen nickt ernst. Hat sie nicht längst von ihrer Mutter gelernt, daß jedes gute Kind dem Vater in allem gehorchen muß? Sie legt sich wieder aufs Lager und sagt kein Wort mehr; aber aus ihren Augen quellen die Tränen.

Bei den Irokesen vererbte sich die Häuptlingswürde durch die Familie der Mutter. Wenn ein Häuptling starb, folgte ihm nicht sein Sohn im Amte, sondern ein Bruder oder Schwager. So geschah es auch nach dem Tode des Großen Bibers; er hatte keinen Bruder, aber eine ältere Schwester namens Karitha (Köchin), die mit dem Krieger Jowanero (Kalter Wind) verheiratet war.

Jowanero wurde als neuer Kriegshauptling ausgerufen und von der ganzen Sippe bereitwillig anerkannt.

Er zog nun mit seiner Gemahlin und seiner verwitweten Schwester Arosen (Eichhörnchen) in Tsonitowas Wigwam. Mit ihnen kam auch ein zwölfjähriges Mädchen, ein Waisenkind namens Onida (Mond). Sie war mit der Familie nicht verwandt, doch hatte Jowanero sie angenommen, damit sie ein Heim finde und zugleich den beiden Squaws im Haushalt helfen könne.

Nun wurde Sonnenscheinchen Jowaneros Tochter. Dies freute ihn und Karitha um so mehr, als ihre Ehe kinderlos geblieben war und sie schon in vorgeschrittenem Alter standen. Joragode kannte ihren Onkel nicht sehr gut, denn er hatte sich nach Kriegersitte um die kleinen Kinder des verstorbenen Schwagers nie gekümmert.

Als die neue Häuptlingsfamilie im Langhaus eintraf, strichen Karitha und Arosen dem Kind über das dunkle Haar. Kalter Wind ermunterte sie mit rauhen, aber gutmütigen Worten: „Siehe da, das Kätzchen ist wieder gesund geworden! Jetzt werden wir dich gründlich füttern, bis du wieder fett wirst und zu schnurren anfängst.“ Er lachte kurz auf und tappte sie behutsam auf die Schulter. Das vierjährige Mädchen schaute scheu und feierlich auf die Gestalten der Verwandten, mit denen es von jetzt an leben mußte.

Jowanero bezog mit seiner Frau einen Raum, der durch den Tod eines alten Paares frei geworden war. Sonnenscheinchen sollte mit Onida und Arosen im Abteil der verstorbenen Eltern hausen. Es war ein Trost für sie, daß sie wenigstens den Wigwam nicht verlassen mußte, in dem sie geboren und aufgewachsen war.

Nun kam auch für Anastasia die Zeit, ihr Pflegekind der Häuptlingsfamilie zu überlassen und in ihren

eigenen Wigwam zurückzukehren. Jowanero und die beiden Squaws dankten ihr für die hingebende Sorge und gaben ihr als Zeichen des Dankes zwei Biberfelle. Schweren Herzens verließ sie das Langhaus, nachdem sie die Kleine umarmt und geküßt hatte. „Ónon (auf Wiedersehen), Joragode“, sagte sie zum Abschied. „Ich muß jetzt in meine Wohnung zurück; aber ich werde dich sehen, wenn du wieder gesund und lustig draußen herumspringst, und wir werden miteinander plaudern.“

Sonnenscheinchen sah ihr mit tränengefüllten Augen nach, bis sie aus der Halle trat und den schweren Vorhang aus Bärenpelz zufallen ließ.

„Armes Vöglein“, sagte Anastasia zu sich selbst, als sie durchs Dorf nach ihrer bescheidenen Behausung ging, „möge Ravannijo dich trösten und beschützen!“

Jowanero war ein schweigsamer, strenger und stolzer Indianer, stets auf Jagd und Krieg bedacht. Die Franzosen und ihre Ratsihenstátsi (Schwarzröcke) haßte er; mit den Holländern lebte er in Freundschaft und Frieden, wie alle Mohawks es taten. Dem heidnischen Aberglauben blieb er leidenschaftlich zugetan und nahm an allen Zauberverfesten teil. Wenn es galt, gefangene Feinde zu Tode zu martern, wollte er nun mit grimmiger Genugtuung allen anderen vorangehen, denn als Kriegshäuptling gebührte ihm jetzt der Vorsitz bei diesen schaurigen Szenen der Grausamkeit.

Gegen Joragode benahm er sich weder grob noch unfreundlich. Sie war ja noch ein kleines Kind; übrigens strafte auch der wildeste Indianer nie seine Kinder. Die Erziehung lag völlig in den Händen der Mutter, die ebenfalls keine körperlichen Strafen anwandte, sondern die Kinder durch Wort und Beispiel lehrte. Es wurde

aber viel von den Mädchen verlangt. Schon im frühesten Alter mußten sie tüchtig im Haushalt mithelfen, mußten die Künste und Handfertigkeiten der Squaws erlernen und später in den Feldern schwere Arbeit tun.

Kalter Wind war froh um das neue Töchterchen. Obwohl ihre Augen und ihr Körper von der Krankheit geschwächt waren und die Pockennarben ihr Gesicht bedeckten – dieses Kind war für ihn ein großer Schatz. Als Tochter des verstorbenen Häuptlings gehörte sie zu den vornehmsten Mädchen im ganzen Stamm. Wenn sie einmal alt genug war, wenn sich die Folgen der Seuche verloren hatten, dann würden die Besten der jungen Krieger um ihre Hand werben. Der Mann, den sie erkor, hatte die Aussicht, selbst Häuptling zu werden. Vor allem aber würde der Gemahl Joragodes nach Indianerbrauch im Wigwam Jowaneros wohnen und für die Verwandten Sorge tragen. So konnte man jetzt der Zukunft unbesorgt entgegensehen; durch das Kind sollte einst ein wackerer Jäger in die Familie kommen, der den Häuptling und die beiden Squaws in ihrem Alter mit Nahrung, Fellen und all den anderen nötigen Dingen versorgen würde, die hilflosen alten Leuten einen zufriedenen Lebensabend sicherten.

So kam es, daß in den folgenden Jahren Sonnenscheinchen im Schoß der Familie gut geborgen war. Sie gewöhnte sich bald an Jowanero, den sie nun „Vater“ nannte. Seine herbe und strenge Art schreckte sie nicht, denn sie fühlte seine Zuneigung, die er unter der rauhen Schale verbarg. Wenn Karitha und Arosen sie mit Bändern und Perlen schmückten, lächelte sie fröhlich und schlang ihre Arme dankbar um den Hals der Tanten. Sie wurde bald wieder heiter wie früher und machte oft lustige Bemerkungen, die ihre Verwandten zum Lachen

reizten. Das schelmische Blitzen ihrer Augen jedoch kehrte nicht wieder, und die frohen Grübchen auf den Wangen blieben für immer verschwunden.

Auch das lebhafteste Gebaren der ersten vier Jahre war nun unmöglich geworden, denn mit ihrer geschwächten Sehkraft konnte sie nicht herumtummeln, konnte an den Spielen der anderen Kinder nicht teilnehmen. Beim Ballwerfen sah sie den Ball nicht kommen; im hellen Sonnenschein mußte sie die Augen schließen oder das Kopftuch herabziehen; wenn sie laufen wollte, konnte sie Steine oder Baumwurzeln nicht rechtzeitig sehen und fiel der Länge nach hin, wobei sie sich öfters wund schlug. Schließlich gab sie diese Dinge auf, wurde still und einsam. Ein merkwürdiger Ernst lag in ihrem Wesen, obwohl sie mit anderen stets heiter und freundlich blieb.

Einige Monate nach dem Erlöschen der Seuche, im Spätsommer 1660, zogen die Mohawks von Ossernenon in eine neue Siedlung. Solches Umziehen geschah öfters bei den Irokesen, besonders nach Mißernten, Überschwemmungen oder Krankheiten. Die Holländer von Oranje (Albany, N. Y.) hatten ihnen geraten, auf einen benachbarten Hügel zu gehen, wo die frische Luft und der ständige Westwind die Keime einer Seuche nicht so leicht aufkommen ließen. Den Mohawks leuchtete dieser Grund sofort ein. Sie waren von jeher der Überzeugung, der Westwind werde ihnen von Heno, dem Gott des Donners und Regens, geschickt; und Heno war ein guter Gott, Menschen und Tieren freundlich gesinnt. Sein Wind konnte gewiß die bösen Geister der Krankheit verschrecken!

Eine halbe Meile von Ossernenon, jenseits des Baches,

den die Weißen Auries nannten, lag eine stattliche Anhöhe, die oben flach war und deren nördliche Flanke steil zum Mohawk-Fuß abfiel. An dieser Stelle schäumten und brausten die Wellen des Flusses über Felsblöcke, die den Lauf einengten. Aus diesem Grunde trug die Anhöhe von jeher den Namen Ganawage (An den Wasserwirbeln).

Die Männer von Ossernenon arbeiteten wochenlang am Herstellen eines doppelten Palisadenwalls, der die neue Siedlung schützen sollte. Die Weiber rodeten inzwischen das Uferland und legten die neuen Pflanzungen an. Dann begannen die Krieger mit dem Bau der Langhäuser. Die Squaws halfen fleißig mit, indem sie die Häusergerippe mit Streifen aus Ulmenrinde überzogen und die Rindenstücke sorgfältig zusammenhefteten. —

Die letzten Tage im alten Dorf beging man mit einem großen Fest. Einige Männer hatten bei den Holländern Schnaps gekauft, den sie in Fäßchen von Oranje heraufbrachten. Jeden Abend tanzten sie im Schein der großen Feuer ihre Tänze; die Zauberer hielten geheimnisvolle Geisterbeschwörungen. Die Frauen und Kinder standen im Kreis herum, stampften mit den Füßen und klatschten mit den Händen.

Nachher gab es täglich ein gewaltiges Festmahl, bei dem sie unglaubliche Mengen von Fleisch und Sagamite aßen, heißes Fett aus hölzernen Schalen schlürften und dem Alkohol fleißig zusprachen. Den Großteil der Nacht verbrachten dann die Krieger mit unsinnigen und wilden Vergnügungen. Sie hüpfen im Dorf herum, heulten und johlten; singend riefen sie die bösen Geister an — die guten brauchte man nicht zu verehren, da sie ohnehin unschädlich waren. Sie wankten zwischen Langhäu-

sern umher, bis sie in ihrem Rausch erschöpft hinfielen. Erst nach Mitternacht wurde es still. Die Squaws schliefen auf ihren Lagern, die Männer im Gras, dort, wo sie eben hingefallen waren.

Nach fünf Tagen kam endlich das Dorf aus seiner Raserei wieder zur nüchternen Besinnung. Die Einwohner falteten ihre Pelze und Felle zusammen, legten ihr Hab und Gut auf einen Haufen, füllten den Vorrat an Mais, Bohnen und anderen Speisen in Säcke und Rindenfässer. Am nächsten Tag wanderten sie in kleinen Gruppen hinauf zum neuen Dorf, schwer bepackt mit Bündeln, Ballen und Kesseln. Die Krieger trugen ihre Waffen, Pulverbeutel und Kugeln zuerst hinauf. Dann ging es hin und zurück, bis am Abend Ossernenon völlig leer war.

Als die Dunkelheit eingebrochen war, liefen einige Krieger mit brennenden Fackeln durch die verlassene Siedlung. Sie legten Feuer an jedes Haus, an die Palisaden, an die Plattform der Marterpfähle und an die Vorrathütten. Die Einwohner starrten stumm vom Hügel auf die Flammen des brennenden Dorfes und die Rauchschwaden, die dick und schwarz zum Himmel aufstiegen.

So verschwand Ossernenon. An seiner Stelle blieb ein schwelendes Ruinenfeld von verkohlten Baumstämmen, verbrannten Häusergerippen und häßlichen Aschenhaufen.⁶

Im neuen Wigwam von Ganawage fühlt sich Joragode unsicher und hilflos, denn alles scheint am falschen Platz zu sein. Die Hütte ist ganz anders gebaut als das Langhaus von Ossernenon, und nur die Familie des Häuptlings wohnt drinnen. Die Pfosten stehen nicht dort, wo sie im früheren Wigwam waren; die Sitzbänke laufen

nicht den ganzen Mittelgang entlang; statt der zwei Kochstellen ist nur eine da. Jowanero hat die Dachluken kleiner gemacht und den Eingang mit einem schweren Pelz verdeckt, um den eisigen Winterwind abzuhalten. So ist es im Innern sehr dunkel. Im roten Schein des Feuers werfen die Gerüste und Gegenstände gespenstische Schatten durch den Raum.

Sonnenscheinchen ist noch immer halb blind von der Krankheit. Um nicht unversehens mit den Füßen oder dem Kopf irgendwo anzustoßen, beginnt sie unwillkürlich, die Arme vorzustrecken und sich zaghaft durch die Hütte zu tasten. Die Tanten bemerken es. Sie haben Mitleid mit der Kleinen, sagen aber nichts zu ihr. Was könnte man auch tun, ihr zu helfen? Es ist unmöglich, sie ständig an der Hand zu führen. So ist es am besten, wenn sie sich selbst behilft; mit der Zeit wird sie sich schon zurechtfinden. —

Jowanero, der gleich nach dem Umzug für zwei Wochen auf die Jagd gegangen ist, kehrt mit reichem Fleischvorrat zurück. Er hat zwei Elche und vier Biber erlegt und ist guter Laune. Sein Weib bringt ihm die warmen, weichen Mokassins zum Sitz am Feuer, die Schwägerin reicht ihm die gestopfte Pfeife. Er zündet den Tabak an, lehnt sich behaglich an den Pfosten und grunzt vor Zufriedenheit.

Vom kleinen Verschlag, wo sie ihr Bettchen hat, kommt Sonnenscheinchen auf ihn zu, um ihn zu begrüßen. Sie geht, wie sie es nun gewohnt ist, mit vorgestreckten Händen behutsam der Sitzbank entlang. Ihre Augen blicken der Gestalt am Feuer entgegen. Ist es der Vater? Oder ein Schatten? Sie muß warten, bis sie näher kommt und klarer sehen kann.

Erstaunt schaut der Häuptling auf sie. „Armes Würm-

chen“, denkt er, „der böse Geist der Seuche wollte dich blind machen; aber es ist ihm nur halb gelungen. Bald wird er dich loslassen müssen, dann wirst du wieder klar und scharf sehen können.“

Dieser Gedanke beruhigt ihn und macht ihn gutgelaunt. Er nimmt die Pfeife aus dem Mund, zeigt mit dem langen Rohr auf das Kind und sagt schmunzelnd: „Te ka kwitha“ (Sie schiebt vor sich hin)!

Die beiden Squaws sind überrascht. Dann lachen sie laut auf über diesen guten Einfall. Das Wort ‚sie schiebt vor sich hin‘ bedeutet bei den Mohawks soviel wie ‚sie bemüht sich, alles in guter Ordnung zu halten‘. Es ist ein Lob, das man Frauen spendet, die so klug und arbeitsam sind, daß ihr Leben, ihre Familie und ihr Haushalt stets gut versorgt und wohl geordnet bleiben.

„Tekakwitha – das wäre ein schöner Name für sie!“ ruft Tante Aroson. Die Mutter und Schwester stimmen bei. Noch ist es nicht an der Zeit; doch in einigen Jahren, wenn sie ihren endgültigen Namen erhält, könnte man sie wohl so heißen. – Jowanero nickt bloß und raucht behaglich weiter.

Von diesem Tage an wurde Joragode oft im Scherz ‚Tekakwitha‘ genannt, auch nachdem die Augen sich langsam gebessert hatten und sie längst nicht mehr mit ausgestreckten Armen herumgehen mußte.

Drei Jahre später, nach ihrem siebten Geburtstag, erhielt sie von den Eltern ‚Tekakwitha‘ als endgültigen Namen, der ihr nach Irokesensitte bis zum Lebensende verbleiben sollte. Das Kosewort ‚Sonnenscheinchen‘, das sie durch die ersten Kinderjahre begleitet hatte, war bald vergessen.

Der Kriegszug der Kanadier

Die Indianer liebten ihre Kinder, züchtigten sie nie, ließen sie auch gern in der freien Zeit herumtollen und spielen. Vom siebten oder achten Jahre an trug aber jedes Kind ein gutes Maß von Verpflichtungen, die es gehorsam und ohne Widerrede erfüllen mußte. Die Knaben und Mädchen wuchsen allmählich in ihren Pflichtenkreis hinein; es kam ihnen gar nicht in den Sinn, sich zu weigern oder zu klagen. Die Anweisungen der Eltern waren klar und bündig. Was der Vater oder die Mutter auftrug, wurde fröhlich und bereitwillig ausgeführt.

Mit der Namensänderung beginnt für Sonnenscheinchen ein neues Leben. Sie übernimmt nun ihren Anteil an den Arbeiten des Haushalts. Onida, die bereits sechzehn Jahre alt ist, schafft fleißig in der Maispflanzung und im Bohnenfeld oder schabt und gerbt die Tierfelle, die der Häuptling erbeutet hat. Tekakwitha muß im Walde dürre Äste für das Kochfeuer sammeln. Jeden Abend sichtet sie diesen Vorrat an Brennholz am Eingang des Wigwams auf. Dann hat sie mehrmals am Tag von der Quelle frisches Wasser zu bringen. Sie muß im Holzmörser den Mais zerstoßen, aus dem Sagamite gemacht wird. Bald lernt sie auch mit Pfannen und Töpfen umgehen, die täglichen Gerichte kochen, den Ahornsirup bereiten und das Fleisch des Wildbrets von den Knochen lösen. Oft geht sie hinaus in die Halden, um Beeren oder eßbare Pilze zu sammeln.

Sie tut diese Arbeiten mit frohem Eifer und erweist

sich als ungemein geschickt in allem, was man ihr aufträgt. „Sie greift tüchtig zu“, flüstern Karitha und Aroson einander zu.

Da sie mit den anderen Kindern wegen ihrer schwachen Augen nicht umhertollen kann, bleibt sie während der freien Zeit im Wigwam. Sie hockt neben dem Lager, flicht Matten und Schürzen aus Maisblättern, lernt das Drehen von Bastschnüren, das Weben und Nähen. Dieses indianische „Nähen“ ist eine besondere Kunst: in unverdrossener Mühe bohren die Squaws mit kleinen spitzen Rehknochen regelmäßige Löcher in die weichen Fellstücke, fädeln dünne Rehsehnen durch und verknüpfen sie mit großem Geschick. Die Sehnen sind im Wasser aufgeweicht, biegsam und geschmeidig. Wenn sie trocknen, ziehen sie sich so fest zusammen, daß die Naht untrennbar wird und dichter bleibt als jedes Nähwerk der Bleichgesichter.

Karitha und Aroson, obwohl schon ältere Frauen, huldigen der Putzsucht, wie es die meisten Squaws der Irokesen tun. Sie schmücken nicht nur sich selbst mit Wampum⁷ und vielfarbigen Bändern, sondern ermutigen auch Tekakwitha, sich zu zieren und zu schmücken. Das Mädchen lernt bald, wie man allerlei Schmucksachen verfertigt. Sie schneidet lange Stachelschweinborsten in drei Teile, schlägt sie flach und beizt sie im farbigen Saft verschiedener Pflanzen und Wurzeln. Dann näht sie die roten, gelben, blauen und grünen Borstenstücke als Fransen an die Längsseite der Léggins (Fellhosen), an die Ärmel der Lederjacken und an den Rand der Fellschürzen. Aus der Haut von Aalen macht sie Stirnbänder, die sie rot und grün färbt. Sie näht Glasperlen auf die Mokassins der Familie. Bei festlichen Gelegenheiten trägt sie eine Halskette aus Muscheln,

blitzende Ohrgehänge aus Messingdraht, einen silbernen Ring am Finger und Armbänder aus Bast, die mit Wampum bestickt sind.

Der Putz und Schmuck bedeutet ihr freilich nicht viel. Sie lebt so einsam und zurückgezogen, daß ihr am Urteil der Dorfbewohner nichts liegt. Außerdem erlaubt ihr die geschwächte Sehkraft nicht, sich an der Bewunderung der Mitmenschen zu freuen, denn zur Eitelkeit braucht man gutes Licht und scharfe Augen. Sie fügt sich aber gern dem Wunsch der Tanten und schmückt sich, sooft es ihr befohlen wird. Solche Befehle kommen gewöhnlich, wenn der Häuptling mit seiner Familie zu einem Fest oder auf einen feierlichen Besuch geht.

So steht sie, mit all den schönen Dingen angetan, vor Jowanero und schaut mit scheuem Lächeln zu ihm auf. Er mustert sie vom Kopf bis zu den Füßen. Die niedlichen, kunstvoll bestickten Mokassins, die braunen Leggings, das blaue Kleid aus Rehleder, die Bluse aus holländischem Linnen, dazu die farbigen Bänder und Verzierungen – alles ist in bester Ordnung. Obwohl die Pockennarben ihr Gesicht grausam zeichnen, liegt doch eine gewinnende Anmut in ihren Zügen.

„Skénno (gut)!“ sagt er und nickt befriedigt.

Karitha kommt auf sie zu. „Drehe dich um und halte den Kopf hoch“, befiehlt sie, „ich muß dir die Haare richten.“

Mit einem Rindenkamm glättet ihr die Mutter das schwarze Haar; dann flicht sie zwei Zöpfe, die vorn über die Schulter gelegt und mit roten Baststreifen geschmückt werden. Schließlich bindet sie ihr einen Stirnreifen aus weißem Rehleder um den Kopf und steckt eine rote Feder auf.

Aroson und Karitha überschauen ihr Werk mit prü-

fendem Blick; dann nicken sie einander vergnügt zu. „Sie macht sich gut“, meint Aroson. „Wenn sie nun bald auf Tänze geht, werden wir uns ihrer nicht schämen brauchen.“

Tekakwitha lacht: „Ich kann ja gar nicht zum Tanz gehen; ich bin so unbeholfen und muß mich so langsam dahintasten, daß niemand mit mir tanzen würde. Nicht einmal Versteckenspielen kann ich. Wenn ich laufen will, stolpere ich und falle hin; und die Verstecke sehe ich nicht.“

Sie sagt dies ohne Mißmut und Selbstbedauern. Schon längst hat sie sich daran gewöhnt, die Gesellschaft anderer Kinder zu entbehren und ihre freie Zeit der Handarbeit zu widmen. Darin findet sie ihre Freude und Erholung. Zum Glück ist ihr Blick sehr scharf und klar, sobald sie etwas dicht vor die Augen hält. —

Wenn sie vom Hocken ermüdet ist und ins Freie geht, streift sie allein durch den Wald, betrachtet die Blüten und Blätter auf den Sträuchern, streicht mit den Fingern über die Baumrinde und Zweige, über die glatten Fichtennadeln auf dem Boden und über die Farnwedel am Waldrand. Hie und da erspät sie ein Eichhörnchen oder eine Schildkröte. Dann steht sie mäuschenstill und beobachtet das Treiben der Tiere.

Zwei- oder dreimal im Sommer nimmt der Vater die ganze Familie auf einen Ausflug ins Gebiet der Holländer. Sie fahren im Kanu den Mohawk-Fluß hinab, dann in den Hudson. Tekakwitha kniet am Rande des Bootes, läßt die Finger durch die Wellen gleiten und atmet mit Wohlbehagen die frische Luft, die der Wind übers Wasser bläst. Das Städtchen der Bleichgesichter sieht sie nur undeutlich am grünen Ufer. Der kleine Hügel, auf dem

das Fort Oranje thront, steht wie ein Schatten vor dem blauen Himmel.

Bald darauf erreichen sie den Platz, den die Indianer Tawasónta (Wasserfall) nennen. Die Holländer haben ihm den Namen Norman-Kill gegeben. Dort mündet neben einer alten Begräbnisstätte der Rothäute ein fischreicher Bach in den Hudson-Strom. Jowanero und die Squaws errichten kleine Hütten aus Tannenreisig, dann beginnen sie zu fischen. Mit Angel und Netz erbeuten sie täglich einen guten Fang. Tekakwitha schaut gespannt zu. Nach einer Weile geht sie mit der Schwester in den Wald und sammelt dürres Holz für das große Feuer, über dem die Fische geräuchert werden.

Der Ausflug dauert jedesmal fast eine Woche. Sie schlafen in den Hütten, braten sich Aale und Fische für die Mahlzeiten, nehmen die Beute aus und räuchern sie und packen die getrockneten Fische in die Bastkörbe, die sie mitgebracht haben.

Den Abend verbringen sie am Ufer. Jowanero raucht schweigend seine Pfeife und lauscht dem Rauschen der Wellen. Die beiden Tanten plaudern im Flüsterton. Tekakwitha und Onida sitzen auf einer Felsplatte am Rande des Baches, lassen die Füße ins Wasser hängen und genießen den Anblick der herrlichen Mondnacht, während sie in vollen Zügen den köstlichen Duft der Fichtenwälder einatmen.

Im September 1664, Tekakwitha war gerade etwas über acht Jahre alt, kam eine große Änderung über die Holländer am Hudson. Der Herzog von York und Albany, Bruder des englischen Königs, hatte eine Flotte von Kriegsschiffen in die Neue Welt entsandt, um die Kolonie von Neu-Amsterdam zu erobern. Der holländi-

sche Statthalter ergab sich ohne Kampf, denn seine Untertanen waren nicht gewillt, gegen die Eindringlinge Krieg zu führen. Sie waren Bauern, Händler und Handwerker, liebten Wohlstand, Gemütlichkeit und Frieden. Die Regierung der Niederlande war weit weg über dem großen Ozean; zudem waren die meisten der jüngeren Leute in Amerika geboren und hatten die alte Heimat ihrer Eltern noch nie mit eigenen Augen gesehen. Solange ihr Leben ungestört blieb, nahmen sie es wohl oder übel in Kauf, daß anstatt der holländischen Fahne die Flagge Englands über den Amtsgebäuden wehen sollte.

So kam es, daß der Wechsel von einem Staat zum andern friedlich und ohne Blutvergießen vor sich ging. Die Bevölkerung lebte ruhig in ihrer gewohnten Art weiter. Nur die höheren Beamten schieden aus und wurden durch Engländer ersetzt. Britische Soldaten bezogen die Militärquartiere, und von England kamen wohlhabende Familien, um sich im Lande anzusiedeln. Am meisten Aufsehen erregte die Änderung der Ortsnamen: die alte Hauptsadt, Neu Amsterdam, hieß jetzt New York; Städtchen und Fort von Oranje erhielten den Namen Albany.

Für die Mohawks bedeutete der friedliche Umsturz nicht viel. Sie konnten nach wie vor bei den Holländern in Albany ihre Biberfelle gegen Feuerwaffen, Schnaps und allerlei Waren eintauschen. Allmählich wurden sie mit der englischen Fahne vertraut, die nun über dem Fort wehte, und sie gewöhnten sich an den merkwürdigen Klang der Sprache, die diese neuen Bleichgesichter redeten. —

Gegen die weißen Männer des Nordens, die Onseronni von Kanada, blieben die Mohawks voll Haß und grimmiger Feindschaft. Sie machten oft Kriegszüge hin-

auf an den Sankt-Lorenz-Strom, nahmen Huronen, Algonkins und manchmal auch französische Familien gefangen. Viele dieser Opfer wurden am Marterpfahl gequält. Wer nicht an Ort und Stelle ermordet wurde, den trieb man mit sich und machte ihn zum Sklaven in einem Dorf der Ganeaga.

Seit der Flucht der Franzosen aus Onondage war kein Schwarzrock mehr ins Land der Irokesen gekommen. Acht Jahre lang regte sich nichts; die Regierung von Kanada wollte die Jesuiten nicht der Gefahr ausliefern und verbot ihnen, als Missionare nach dem Süden zu gehen, solange die Mohawks und Onondagas nicht gebändigt waren.

Nun aber tauchten dunkle Gerüchte in den Dörfern der Irokesen auf. Die Franzosen, so hieß es, waren der ständigen Angriffe der Mohawks überdrüssig und rüsteten sich zu einem entscheidenden Schlag gegen diesen wilden Stamm. Im Frühjahr 1666 erzählte man sich, ein großer Trupp von Kanadiern sei bereits bis zum Hudson herabgekommen, hätte jedoch wegen des strengen Winters umkehren müssen.

Als Jowanero diese Nachricht hörte, rief er zornig: „Sie sollen nur kommen! Wir werden sie foltern, bis sie heulen und winseln wie Hunde. Dann schlagen wir ihnen die Köpfe ab und stecken sie auf die Pfosten der Palisaden.“

Erschreckt schaute Tekakwitha auf den Vater. Seine Worte jagten ihr Furcht und Entsetzen ein. Er bemerkte dies und verzog den Mund zu einem grimmigen Lächeln. „Segon! Nur Mut, Tekakwitha!“ meinte er. „Wir Caniengas sind schlaue Teufel; du weißt gar nicht, wie schlau und tapfer. Kein Feind kann sich uns nahen. Wir schrecken ihn zurück, bevor er sich unseren Dörfern naht.“

So ist es bisher allen Feinden gegangen; so wird es auch den Onseronni gehen. Hab keine Angst; sie sollen nur kommen!“

Die anderen vier Stämme der Irokesen – Oneidas, Onondagas, Cayugas und Senecas – waren inzwischen zur Einsicht gekommen, daß es für die Nation entschieden besser sei, mit den Franzosen endlich Frieden zu machen. Sogar bei den Mohawks hatte sich eine Friedensgruppe gebildet; sie war aber sehr klein, nur wenige Häuptlinge gehörten dazu. Die Mehrzahl der Caniengas verharrete in ihrem blinden Haß und Kriegswillen gegen die Bleichgesichter des Nordens.

Im Juni 1666 kamen Gesandte der Irokesen nach Quebec, um im Namen der fünf Stämme mit den Franzosen einen dauernden Frieden zu schließen. Von den Mohawks jedoch hatten sich nur zwei Häuptlinge der Friedenspartei dem Zug angeschlossen, der Rest des Stammes blieb trotzig den Verhandlungen fern.

Die Rothäute wurden von der kanadischen Regierung ehrenvoll empfangen, bewirtet und mit Geschenken bedacht. Nach fast dreißig Jahren des schrecklichen Blutvergießens schloß man endlich den langersehnten Frieden. Mit dem feierlichen Rauchen des Kalumets und dem Unterzeichnen des Vertrags besiegelten beide Seiten das Ende der Feindseligkeiten. Vom Fort donnerten die Kanonen, von den Kirchtürmen läuteten die Glocken, die Kanadier umarmten einander auf offener Straße und drückten jedem Irokesen, dem sie begegneten, freundlich die Hand. Allgemeiner Jubel herrschte in der Stadt und in der ganzen Kolonie.

Auch die kanadischen Indianer, Huronen und Algonkins, waren in den Vertrag eingeschlossen. In Zukunft

sollten die Irokesen auch mit ihnen als Brüder und Freunde leben. Die Sklaven in den Irokesendörfern sollten sich als freie Bürger in die Stammesgemeinschaft einfügen oder, falls sie es vorzogen, in die frühere Heimat nach Kanada zurückkehren dürfen. —

Die Mohawks hielten trotz allem an der alten Feindschaft fest. Sie wiesen darauf hin, daß ihr Stamm durch den Vertrag nicht gebunden sei; die zwei Häuptlinge, die ihn unterschrieben hätten, gehörten der Friedensgruppe an und hätten kein Recht, den ganzen Stamm zu vertreten. Sie lachten über die Furcht ihrer Brüder. „Laßt die Onseronni nur kommen!“ riefen sie und schwenkten ihre Tomahawks. „Wir werden jedes der Trüpplein, das sich uns naht, aus dem Hinterhalt angreifen und töten, wie man feige Präriehunde tötet.“

Zwei Monate später überfiel in der Nähe des Champlain-Sees eine Horde von Mohawks mehrere Franzosen, die auf Jagd gegangen waren. Der Angriff kam so unerwartet und heimtückisch, daß die nichtsahnenden Kanadier sich kaum wehren konnten. Einige von ihnen wurden schwer verwundet. Einen Hauptmann und zwei Soldaten, die sich entschlossen zur Wehr setzten, ermordeten die Caniengas an Ort und Stelle; dann zogen sie triumphierend mit den Gefangenen ab.

Diese Bluttat rief in ganz Kanada ungeheure Empörung hervor. Auch im Irokesenland befiel große Erregung die Gemüter. Man hatte eben einen feierlichen Frieden geschlossen; die Mohawks jedoch waren untreu geworden, indem sie das Abkommen auf eigene Faust brachen. Der Bundesrat von Onondage sandte sofort einige Botschafter nach Quebec, um dem Statthalter zu versichern, daß die Oneidas, Onondagas, Cayugas und

Senecas diesen Überfall verurteilten und dem Frieden unbedingt treu bleiben wollten. Der Gouverneur nahm diese Erklärung ernst und würdig entgegen. Er beteuerte den Abgesandten, daß auch die kanadische Regierung an allen Friedensbedingungen festhalten wolle; nur werde man überlegen, was gegen die Mohawks zu unternehmen sei. Er verlange keine Unterstützung in einem etwaigen Strafzug, sondern sei mit einer neutralen Haltung der vier Stämme zufrieden. —

Nun harrten alle fünf Stämme der Irokesen gespannt und aufgeregt der Dinge, die kommen sollten. Die Mohawks erwarteten den Einbruch französischer Kampfgruppen von je zwanzig oder dreißig Jägern und Soldaten, denn dies war schon immer die Kriegsweise der Kanadier gewesen. In den Ratsversammlungen entwarf man einen glänzenden Plan, wie man diese Truppen einzeln anschleichen und überfallen könne. Tag für Tag, den ganzen August und September hindurch, huschten Rudel von je vierzig bis sechzig Kriegern durch die Wälder des Nordens. Kundschafter schlichen ihnen voran und durchspähten die ganze Gegend.

All ihr Suchen und Warten blieb vergeblich; es rührte sich nichts. Kein einziger Franzose zeigte sich in ihrem Gebiet. Als schließlich der Oktober anbrach, ohne daß die Onseronni etwas unternommen hätten, atmeten sie erleichtert auf. Die Furcht und Sorge der letzten drei Monate war unbegründet gewesen! Sie stellten die Kriegsbereitschaft ein, ergaben sich dem Taumel der Erntezeit, hielten Gelage und Tänze und prahlten mit ihrer Tapferkeit, die sogar den wohlbewaffneten Bleichgesichtern des Nordens lähmende Angst eingejagt habe.

In Quebec hatte man sich wirklich Zeit gelassen. Dies

geschah aber nur, um den Schlag gegen die Mohawks umso wuchtiger und wirksamer zu machen. Dieser wilde Stamm sollte für immer die Lust verlieren, sich an den Kanadiern zu vergreifen.

Zu Ehren der Franzosen sei es gesagt, daß sie nicht daran dachten, unter den Rothäuten ein Blutbad anzurichten; im Gegenteil, sie wollten ihr Leben schonen, ihnen aber solche Angst einjagen, daß sie aus ihren Siedlungen fliehen würden. Dann konnte man die Dörfer in Brand stecken, die Vorräte vernichten und die Mohawks so demütigen, daß sie in Zukunft nicht mehr auf den Gedanken kämen, den Frieden zu brechen.

Der Generalleutnant von Kanada, Graf De Tracy, wurde zum Befehlshaber des Unternehmens ernannt. Er war schon ein älterer Mann mit weißem Haar, aber ein kühner Haudegen und einer der klügsten militärischen Führer in der Geschichte von Neu-Frankreich. In aller Stille, ohne daß die Indianer oder die Weißen etwas Näheres erfuhren, kommandierte er aus jeder Garnison eine Anzahl von Soldaten nach dem Sammelplatz, der auf einer Insel im Champlain-See lag. Dazu berief er heimlich einige hundert Männer aus der Miliz der Bauern und ein paar Dutzend von erfahrenen Jägern, Trappern und Pfadfindern. Diese „Coureurs de Bois“ (Waldläufer) waren allen feindlichen Rothäuten ein Schrecken. Sie reisten in Kanus, die sie genau so geschickt handhabten wie die Indianer. Jeder von ihnen hatte zwei Flinten und zwei Pistolen. Wenn nötig, nahmen sie es kaltblütig mit einer zehnfachen Übermacht von Feinden auf. Keine ihrer Kugeln verfehlte das Ziel. Vor ihnen hatten sogar die Mohawks Angst.

Man baute am Sammelplatz dreihundert Fahrzeuge, Kanus und leichte Schaluppen, die ohne viel Mühe von

Fluß zu Fluß und von See zu See getragen werden konnten. Alle Vorräte wurden im Lauf der Wochen herbeigeschafft und aufgestapelt. Dazu kamen sogar zwei kleine, aber wirksame Kanonen.

Endlich, Anfang Oktober, war alles bereit. Der General hatte eine schlagkräftige und gut geschulte Armee von zwölfhundert Mann: sechshundert Soldaten, sechshundert Milizleute und Waldläufer; als Kundschafter und Hilfstruppen nahm er noch über hundert Indianer mit, Algonkins und Huronen, von denen die meisten das Irokesenland gut kannten, weil sie dort als Sklaven gelebt hatten.

Am 3. Oktober 1666 setzte sich der große Trupp in Bewegung. De Tracy teilte seine Leute nicht in kleinere Kampftruppen auf. Die ganze Armee sollte beisammenbleiben. Den Ufern des Sees entlang zog die riesige Karawane der dreihundert Boote nach Süden. Die Kanus der Kundschafter fuhren voraus, um Trüppchen der Mohawks aufzuspüren, die sich etwa in der Gegend des langgestreckten Sees umhertrieben.

Vom Champlain-See schleppte man die Fahrzeuge über Land zum Georg-See. Nachdem sie auch dieses Wasser überquert hatten, ließen sie die Boote unter Bewachung zurück und setzten den Marsch zu Fuß fort. Ohne auf Irokesen gestoßen zu sein, erreichten sie einige Tage später das Gebiet der Mohawks. Die erste Siedlung, die in ihrem Wege lag, war Ganawage.

Ein Krieger, der hoch oben auf einer Berghalde nach Jagdwild sucht, sieht schon von weitem den Zug der Bleichgesichter. Sie füllen die ganze Breite des Gebirgstals und bewegen sich langsam, aber unaufhaltsam weiter. Voll Entsetzen eilt er davon, um Jowanero und den

anderen Häuptlingen des Dorfes die Schreckenskunde zu bringen. Nach einigen Stunden kommt er daheim an, atemlos und dem Zusammenbrechen nahe. „Die Onseronni kommen!“ stößt er hervor; dann beschreibt er den Anblick der Armee.

Bei seinen Worten schwindet den Männern von Ganawage der Hochmut und verächtliche Stolz. Jowanero sagt nicht mehr: „Sie sollen nur kommen!“ Wer hätte auch gedacht, daß die Bleichgesichter wie eine geschlossene Horde von unzähligen Büffeln ins Land der Caningas eindringen würden! Der Sáchem (Sippenhäuptling) und die Kriegshäuptlinge halten eilig Rat. Sie kommen überein, daß sie die Siedlung verlassen müssen, denn es ist unmöglich, dem Ansturm so vieler französischer Truppen zu widerstehen. Sie müssen sich in ihre Hauptstadt Tionnontóge zurückziehen. Dort, hinter den dreifachen Palisaden, kann der ganze Stamm den Kampf aufnehmen. Alle drei Sippen, die Schildkröten, die Bären und die Wölfe, sollen vereint dem Feinde die Stirn bieten.

So sammeln die Krieger von Ganawage in aller Eile ihre Waffen und die nötigsten Vorräte zusammen, verlassen mit Weibern und Kindern das Dorf und streben durch den Forst nach Andagóron, der Hauptsiedlung der Bärensippe. Auf dem Weg stoßen die Bewohner der kleineren Dörfer zu ihnen; Männer, Frauen und Kinder schließen sich dem Zuge an. Die Alten und Kranken werden auf Bahren mitgetragen.

Die Führer der Bärensippe stimmen zu, daß man sich zu den Wölfen nach Tionnontóge zurückziehen müsse. Die Armee der Bleichgesichter ist zu groß, hält sich dicht geschlossen und wird außerdem von einer Kette indianischer Späher umgeben; jeder Versuch des Anschleichens

oder plötzlichen Überfalls ist unmöglich. So muß die ganze Streitmacht der Mohawks die Wälle der Hauptstadt besetzen und dort den Verteidigungskampf aufnehmen.

Die Bewohner von Andagoron schließen sich den Leuten von Ganawage an. Bis nach Tionnontóge ist es ein Marsch von etwa zwanzig Meilen. Die Squaws schleppen Bündel mit Mais und Fleisch; die Männer tragen Decken und Waffen; die Kinder ächzen unter dem Gewicht ihrer kleinen Brüder oder Schwestern, führen die Großeltern bei der Hand oder stolpern mit Kesseln und Schüsseln beladen durch den Wald.

Inzwischen nahen sich die Franzosen der Siedlung von Ganawage. Wie De Tracy erwartet, findet er sie verlassen. Zwei Tage lang läßt er seine Truppen in den Langhäusern rasten. Er beschlagnahmt alle noch übrigen Vorräte, die sehr bedeutend sind. Am dritten Tag legen seine Soldaten Feuer an die Wigwams, die Palisaden und und hölzernen Laufgänge. Die fliehenden Mohawks sehen gewaltige Rauchwolken zum Himmel steigen. Auf gleiche Weise wird einige Tage später auch Andagoron zerstört; die kleinen Weiler im Umkreis werden ebenfalls in Brand gesteckt.

Tekakwitha wandert mit einer Gruppe von Squaws nach Tionnontóge. Sie ist jetzt ein Mädchen von zehn Jahren, schwächlich und scheinbar schwach, aber sehnig und voll Ausdauer. Mit einem Tragband, das um ihre Stirne geschlungen ist, schleppt sie einen Fellsack voll Maiskolben. So schreitet sie, tief gebeugt unter der Last, neben ihren Tanten tapfer dahin, obwohl ihr die Müdigkeit bleiern in allen Gliedern steckt. Zum erstenmal erfährt sie das harte, erschreckende Schicksal des Krieges. Die Weiber um sie herum sind vor Angst und Furcht

wie gelähmt. Noch nie haben sie ihre Männer vor einem Feind fliehen sehen. Kein Wunder, daß die einen schluchzen, andere unentwegt reden, um sich Mut zu machen, und wieder andere in finsterem Schweigen dahinwanken. —

In Tionnontóge vereinigen sich alle Krieger des ganzen Stammes zum verzweifelten Abwehrkampf. Die Squaws und Kinder werden in den Wald hinter der Stadt geschickt, damit sie sich dort in einer Schlucht verborgen halten, bis der Kampf vorüber ist; nur die Krieger, etwa tausend an der Zahl, und einige Squaws, zur Pflege der Verwundeten, bleiben in der befestigten Siedlung.

Die Bleichgesichter sind noch zwei Tagereisen entfernt. Nachdem die Mohawks alle Befestigungen an den Wällen und Laufgängen instandgesetzt haben, bringen sie einige gefangene Huronen und Eries auf den großen Platz vor dem Wigwam des Rates und beginnen, sie am Marterpfahl langsam zu Tode zu foltern. Dies ist ihr feierliches Opfer an den Kriegsgott Aréskoi, der nach Blut und Mord verlangt und dessen Gunst man sich auf diese Weise gewinnen muß. Tekakwitha schließt sich den Knaben und Mädchen nicht an, die begierig ins Dorf laufen, um das grausige Schauspiel zu betrachten. Sie empfindet unüberwindlichen Abscheu und Ekel vor diesem entsetzlichen Hinschlachten wehrloser Menschen. Mögen auch die anderen Kinder sie darob verspotten oder die Angehörigen sie auszanken, sie weigert sich entschieden, an solchen „Feiern“ teilzunehmen.

Am nächsten Morgen erschienen die Franzosen zwischen den Felshängen, die eine Meile vom Ort entfernt zu beiden Seiten des Flusses aufragten. Sie kamen in geschlossener Kolonne heran. Noch waren sie nicht in

Schußweite, da krachten bereits die Flinten der Mohawks, die im offenen Kampf meist hitzköpfig und vor-schnell waren.

Die ganze Armee der Kanadier stand nun im Tal. Es waren so viele, daß ihr Anblick allein Furcht einjagen konnte. Ohne sich um das Gewehrfeuer und Geschrei der Gegner zu kümmern, gingen sie in aller Ruhe daran, die beiden Kanonen schußfertig zu machen. Die Mohawks hatten große Angst vor Kanonen. Die unglaubliche Zerstörungskraft dieser Kriegsmaschinen, von denen sie schon so viel gehört hatten, brachte ihnen plötzlich das Hoffnungslose ihrer Lage zum Bewußtsein. Ohne zu warten, bis die ersten Schüsse ihre Palisaden zerbrachen, eilten sie in wilder Panik aus der Festung in den Wald. Ein paar alte Männer, die lieber sterben als mitfliehen wollten, blieben in den Wigwams zurück.

Weit drinnen im Dickicht des gewaltigen Forstes saßen die Squaws auf ihren Fellbündeln, daneben kauerten die Kinder, zitternd vor Furcht. Die Krieger standen in Gruppen beisammen, schweigend und grimmig. Sie waren überzeugt, der Feind werde ihnen folgen, um alles niederzuschlagen und den ganzen Stamm auszurotten. Unter ähnlichen Umständen hätten sie ja selbst so gehandelt. Sobald sich die Onseronni dem Wald nähern würden, wollten sie ins Gebiet der Oneidas flüchten.

Graf De Tracy, der den Abzug der Besatzung bemerkt hatte, ließ die Kanonen abschießen, um Breschen in die Palisaden zu reißen. Durch die Öffnungen drangen seine Kämpfer ins Dorf ein. Sie fanden es völlig verlassen, bis auf die Greise, die stumm und hilflos auf den Tod warteten. Die Kanadier töteten sie aber nicht; sie trugen die alten Männer hinaus zum Waldrand, betteten sie auf weiche Felle und legten ihnen Nahrungsmittel zur Seite.

Dann nahmen sie alle Vorräte der Siedlung an sich. Schließlich wurde auch Tionnontóge von allen Seiten in Brand gesteckt.

Ein Stöhnen des Entsetzens ging durch die Reihen der Mohawks, als sie den Rauch ihrer brennenden Hauptstadt aufsteigen sahen. Sie machten sich eilends zur Weiterflucht bereit. Der General dachte jedoch nicht daran, die Rothäute zu verfolgen. Noch am gleichen Tag machte sich sein Trupp marschbereit, drehte den schwelenden Ruinen den Rücken und zog in geordneter Kolonne durch die Felsenge ab.

Auf demselben Weg, den sie gekommen waren, erreichten die Franzosen den Champlain-See; in bester Ordnung und wohlbehalten brachte De Tracy seine kleine Armee ohne Verluste nach Kanada zurück. Es war einer der glänzendsten Feldzüge in der Geschichte Amerikas: ein Strafzug ohne Kampf und Blutvergießen. Kein einziger Mohawk war von den Bleichgesichtern getötet, gefangen oder gequält worden. Man hatte den wilden, unmenschlichen Kriegern des Stammes gezeigt, wie man auch ohne Grausamkeit Sieger sein könne. Nun hatten die Caniengas für lange Zeit genug zu tun, ihre zerstörten Dörfer wieder aufzubauen. Die Männer konnten nicht an Kriegszüge denken; sie würden ihre ganze Zeit mit der Jagd verbringen müssen, um sich und ihre Familien zu ernähren. Vor allem aber waren sie gedemütigt worden und sahen jetzt wohl ein, daß es besser sei, mit den Bleichgesichtern des Nordens in Frieden zu leben.

In kleinen Gruppen wanderten die Mohawks in ihre zerstörten Siedlungen zurück, unbeschädigt an Leib und Leben, aber ihrer Wigwams und Nahrungsvorräte für

den Winter beraubt. Keine goldenen Maiskolben hingen von Dachsparren, keine Kürbisse und Bohnen lagen in Vorratskästen. Sie hatten keine überzähligen Felle und Pelze, keine Beutel mit Biberspeck, Bärenfett und Nußöl. Ihre ganze Ernte war vernichtet. Anstatt der behaglichen Wohnungen starrten ihnen Aschenhaufen entgegen.

Sie waren gezwungen, sich vorläufig Hütten aus Tannenreisig zu errichten, denn der nahende Winter hinderte sie am Bau neuer Langhäuser. Die Männer streiften durch die Wälder auf der Suche nach essbaren Tieren. Oft kamen sie mit leeren Händen und von Hunger erschöpft ins Dorf zurück. Dann mußten die Haushunde herhalten, um die Familie ein paar Tage zu ernähren. Man schlug Löcher ins Eis und angelte nach Fischen und Aalen. Eichhörnchen wurden gefangen und gegessen. Die Kinder wanderten auf der Suche nach Waldbeeren und essbaren Wurzeln durch die Umgebung.

Die Squaws bereiteten, so gut es ging, armselige Mahlzeiten aus den mageren Erträgen. Wenn ein Krieger, vom Glück begünstigt, einen Hirsch oder Bären erlegte, konnte die Familie sich doch nicht lange an reichlicher Kost freuen, denn das Fleisch wurde nach Indianerbrauch mit hungernden Dorfgenossen geteilt.

So verbrachten sie den Winter in großem Elend. Als endlich der Frühling kam, wartete ihrer eine schwere Aufgabe: es galt, das Dorf neu aufzubauen. Dies taten sie nicht auf dem alten Platz, sondern, eine Strecke davon entfernt, auf einer Anhöhe am anderen Ufer des Mohawk-Flusses (im heutigen Fonda, N. Y.). Die Squaws mühten sich das ganze Frühjahr, in der Niederung am Fluß neue Felder zu roden, den Mais anzupflanzen und Bohnengärten anzulegen.

Das Jahr 1667 brachte schließlich die dauernde Freundschaft aller Irokesenstämme mit den Franzosen. Garakontie, der christliche Häuptling von Onondage, war unermüdlich bestrebt, die Caniengas für ein gutes Einvernehmen zu gewinnen. Diesmal fiel es ihm nicht schwer: der Stammesrat beschloß, dem Frieden der anderen vier Stämme beizutreten. Die vier gefangenen Franzosen wurden schon im Frühjahr nach Kanada gebracht und dem Statthalter unversehrt übergeben.

Im Juni machten sich die Gesandten der Mohawks auf den Weg nach Norden. Sie baten um den Frieden und um Vergebung ihrer Gewalttaten. Als Beweis ihres guten Willens ließen sie einige Kinder von Häuptlingen in Quebec zurück, bis die Franzosen von ihrem Friedenswillen überzeugt wären. Es fiel ihnen gewiß nicht leicht, sich von den Kleinen zu trennen, denn die Indianer hingen mit großer Liebe an ihren Kindern. Sie wußten jedoch, daß die Jungen und Mädchen gut und freundlich behandelt würden, sollten sie doch in den Schulen der Jesuiten und der Schwestern von Notre Dame Aufnahme finden. Schließlich baten sie, der Statthalter möge ihnen Schwarzröcke senden.

Am 14. Juli schieden die Mohawks, um in ihr Land zurückzukehren. Mit ihnen reisten drei Jesuiten, die bei den Caniengas und Onondagas wirken sollten. Keine Soldaten begleiteten die Gruppe. Die Patres waren, wie immer, völlig unbewaffnet; sie vertrauten sich dem guten Willen der Rothäute an. Im Fort Sainte-Anne, am Nordende des Chaplain-Sees, wurden sie über einen Monat aufgehalten, weil mehrere Rudel von Mohikanern die Gegend unsicher machten. Diese Algonkins, die im heutigen Neu-England hausten, waren Feinde der Irokesen. Sie lebten auf dem Gebiet der Engländer; der Friede

zwischen den Franzosen und Mohawks bedeutete ihnen nichts.

Die Patres benützten die fünf Wochen erzwungener Muße, den Soldaten im Fort geistliche Unterweisungen zu geben; auch unterrichteten sie einige Mohawks, die darum gebeten hatten, im christlichen Glauben. Endlich, am 24. August, setzten sie die Reise fort. Es war ein gefährliches Unternehmen, denn sie waren nur eine kleine Schar, die sich im Fall eines Angriffs kaum erfolgreich verteidigen konnte. Tag um Tag paddelten sie auf dem schmalen und langen See nach Süden. Die Jesuiten halfen eifrig mit, obwohl sie ungeübt waren und das richtige Rudern erst allmählich erlernen mußten.

Die Ankunft der Schwarzröcke

Am Südende des Georg-Sees lagert, in dichtem Gestrüpp verborgen, eine Bande von vierzehn Mohawks. Zwei Kundschafter stehen unten am Ufer und schauen hinaus über die Wasserfläche, um nahende Boote zu erspähen. Diese Rothäute bilden die Vorhut einer größeren Kriegerschar, die weiter unten in einer Talenge den Zugang zum Gebiet der Irokesen bewacht.

Durch das lange Ausbleiben der Friedensgesandten sind die Caniengas so erschreckt, daß sie fürchten, die Verhandlungen hätten sich zerschlagen und die französische Armee käme aufs neue, ihre Dörfer zu zerstören. Mit dem Mute der Verzweiflung sind sie bereit, den Feind gleich hier an der Grenze ihres Gebietes zu erwarten und in der Schlucht von beiden Seiten anzugreifen. Lieber im Abwehrkampf zugrunde gehen als nochmals untätig zusehen zu müssen, wie die Onseronni ihre Wigwams und Palisaden verbrennen! –

Am Horizont tauchen einige Kanus in der glitzernden Wasserfläche auf. Die Späher stehen regungslos hinter den Sträuchern und starren gespannt hinaus. Sind dies die Vorläufer eines großen französischen Trupps?

Von kräftigen Ruderschlägen getrieben, nahen sich die Fahrzeuge dem südlichen Ende des Sees. Es sind nur fünf Kanus. Als sie näher kommen, erkennen die zwei Wächter Haarschöpfe und Trachten ihrer Stammesbrüder. Kein Zweifel, es sind die Häuptlinge der Gesandtschaft! „Dort!“ ruft der eine Späher dem andern zu und weist

erregt nach den Booten: „Unsere Häuptlinge kommen zurück!“

Sofort wenden sie sich um und eilen in langen Sätzen durch den Wald hinauf zum Platz, wo ihre Kameraden lagern. Schon von weitem geben sie ihnen die frohe Kunde. Die vierzehn Mohawks springen auf; nach dem langen Warten der vergangenen Tage ergreift sie freudige Erregung. Sie klopfen einander auf die Schultern, stoßen begeisterte Rufe aus und rennen hinab ans Gestade.

Welche Freude für die Männer der Gesandtschaft, als sie plötzlich eine Schar ihrer Stammesgenossen am Ufer auftauchen sehen! Die sechzehn Krieger heben die Hände zum Gruß und rufen ihnen ein frohes Willkommen zu: „Segon! Segon!“ Nun brauchen die Reisenden nicht selber ihre Bündel durch den Forst nach dem weit entfernten Ganawage schleppen. Die jungen Krieger nehmen ihnen die Lasten ab, sobald die Kanus ans Land gestoßen sind. Auch die Schar, die weiter unten bei den steilen Abhängen lauert, ist schon verständigt und kommt in Eile, die Häuptlinge und Schwarzröcke zu begrüßen. Die Friedensgesandtschaft soll im Triumph zu den Wigwams der Ganeaga geleitet werden. —

Fünf Tage später gleitet die kleine Flotte der Kanus über den Mohawk-Fluß zum Ufer von Ganawage. Die Bewohner wissen bereits von ihrem Nahen. Dicht gedrängt stehen die Männer, Frauen und Kinder des Dorfes. Sie begrüßen die Ankömmlinge mit lauten Zurufen. Die Blicke aller richten sich voll Neugierde auf die drei Jesuiten, die in ihrem schwarzen Ordenskleid, mit den weitkrepfigen Hüten und dem Kruzifix im Gürtel aufrecht im Boot stehen. Wie alle Franzosen, tragen sie

dunkle Bärte und wallendes Haar. Sie sind von der Sonne gebräunt, sehnig und abgehärtet von den Unbilden ihres Lebens unter den Indianern. Freudig leuchten ihre Augen auf, als sie die Menge sehen. Sie grüßen nach Art der roten Männer mit erhobenem rechten Arm, die Handfläche den Leuten zugewendet.

Durch mehrere Jahre (1642–1653) haben die Mohawks alle Jesuiten, deren sie habhaft werden konnten, gräßlich gefoltert, als Sklaven gehalten und einige von ihnen grausam ermordet. Später, als die Friedenspartei unter den Irokesen für die Schwarzröcke eintrat (1653 bis 1658), haben sie die paar Missionare, die im Lande weilten, mit Verachtung behandelt und schließlich in Onondage überfallen wollen; durch die Flucht der Onseronni wurde jedoch dieser Plan vereitelt. Dann verflossen fast zehn Jahre (1658–1667), ohne daß ein Jesuit zu ihnen kam. Nun haben sie im Friedensvertrag um die Rückkehr der Priester gebeten. –

Jowanero ist immer noch ein Heide, ein heimlicher Gegner der Franzosen und ein Feind der Schwarzröcke und des Christentums. Diese Gesinnung jedoch kann er nicht mehr öffentlich zur Schau tragen, denn er muß die Bedingungen des Vertrags einhalten. Als Oberhäuptling von Ganawage hat er die Pflicht, die Priester höflich zu empfangen und sie im eigenen Wigwam zu beherbergen.

Trotz des inneren Unwillens tritt er würdig auf die Gäste zu und begrüßt sie im Namen des ganzen Dorfes: „Willkommen, Schwarzröcke! Kehret bei uns ein, unsere Häuser stehen euch offen. Ihr sollt auf unseren Matten schlafen; die Squaws werden euch die Speisen bereiten und vorsetzen. Bringt uns die Lehre und Weisheit unserer Brüder, der Onseronni! Wir sind unwissend, aber wir wollen euren Worten lauschen und von

euch lernen. Sprecht zu uns von Ravannijo, dem Großen Geist der Bleichgesichter! Niemand wird euch am Predigen hindern. Die Pfeife des Friedens und der Freundschaft soll uns auf immer zu Brüdern machen. Wahó (Ich habe gesprochen)!"

In feierlichem Zug schreiten alle, die gekommen sind, mit den alten Männern und Häuptlingen der Siedlung den Hügel hinauf zum Wigwam des Rates. Dort brennt bereits das große Feuer in der Mitte des Raumes. Sie lassen sich auf weichen Biberfellen im Halbkreis nieder. Jowanero steckt die Pfeife in Brand.

Die rauchgeschwärzten Stützbalken des Hauses mit ihren wilden Zieraten, Bärenschädeln, Elchfellen, Biberpelzen, die Medizintrommeln und Zauberrasseln, das alles sieht großartig und unheimlich aus, nach Feierlichkeit und düsterem Ernst. Draußen senkt sich die Sonne zum Untergang. Der Wigwam aber liegt in dunkler Dämmerung, und wenn die Flamme des Rates neu auflodert, huscht ihr Schein über die kauernnden Gestalten, über graue Bärenmäntel und kahlgeschorene Indianerschädel, über Kriegsbeile und Federschmuck.

Aus dem Halbdunkel, gemischt aus Tageslicht, Feuerchein und der Finsternis des Wigwams, tritt eine schwarze Gestalt in den Lichtkreis der Flammen. Der Obere der Mission, Pater Bruyas, der die Sprache der Mohawks beherrscht, hebt seine Rechte zur Begrüßung; dann beginnt er zu sprechen. In glänzenden Worten, in bilderreicher Rede drückt er die Freude der Priester aus, daß sie endlich zu den Rothäuten vom Stamme der Ganega kommen durften. Er dankt für den freundlichen Empfang und verspricht, daß die Schwarzröcke für alle Mohawks sorgen werden wie Väter für ihre Kinder.

Jowanero geleitet die Patres zu seinem Langhaus. Dort steht Tekakwitha bereit, den schweren Vorhang aus Bärenfell für sie zu öffnen. Der Häuptling hat ihr schon vorher befohlen, den Schwarzröcken zu Diensten zu sein; sie soll für sie kochen, ihnen die Schüsseln mit dem Essen darreichen, Wasser für sie holen und dafür sorgen, daß das Feuer nicht ausgeht. Er und die beiden Squaws sind froh, daß sie so mit den Priestern nicht allzuviel zu tun bekommen. Das Kind soll die Sorgen übernehmen, die durch das Gebot der Gastfreundschaft auferlegt werden. Sie ist tüchtig in der Arbeit, zu jeder Hilfeleistung bereit; in ihrer scheuen, freundlichen Art kann sie die Aufgabe gut erfüllen. Vor allem aber ist sie noch zu unwissend und unreif, um sich von diesen Männern ins Garn führen und für das Christentum gewinnen zu lassen. Jowanero schmunzelt beim Gedanken, wie schlau er diese Sache eingefädelt hat.

Die Missionare müssen vier Tage in der Siedlung bleiben. Eigentlich sollten sie gleich nach Tionnontóge weiterreisen, wo ihnen der feierliche Empfang durch den Stammesrat aller Mohawks bevorsteht. Das Volk der Hauptstadt feiert jedoch eben ein wochenlanges Fest von Gelagen, Tänzen und Vergnügungen, die man unmöglich den Schwarzröcken vor Augen führen kann. Bei solchen Festen gibt es wilde Ausschreitungen aller Art: unsittliches Benehmen, ausgelassene Trunkenheit, ekelhafte Völlerei, blutiges Foltern von Gefangenen, dazu die Zauberfeiern der Mediziner. So ist es nötig, die Priester in Ganawage zurückzuhalten, bis das Treiben in Tionnontóge vorüber ist; selbst die Heiden würden sich schämen, den Schwarzröcken ein öffentliches Schauspiel ihrer Laster und Gemeinheiten darzubieten. Um den wahren Grund der Verzögerung zu ver-

heimlichen, erzählt man den Patres, daß mehrere Gruppen von Mohikanern in der Gegend herumstreifen; man müsse sich gedulden, bis sie wieder abgezogen seien.

Die drei Jesuiten werden von Jowanero nach außen hin mit allen Ehren behandelt. Die Gastfreundschaft der Indianer ist allerdings von jener der Weißen sehr verschieden. Die SchwarZRöcke erhalten ein Abteil im Langhaus zugewiesen, wo sie auf Matten und Fellen die Nachtruhe verbringen können. Nachdem sie die Bündel mit ihren wenigen Habseligkeiten verstaubt haben, lädt man sie ein, auf der Sitzbank Platz zu nehmen. Die widerliche Luft im Wigwam verschlägt ihnen den Atem; sie ist geschwängert mit den Gerüchen menschlicher Ausdünstung, ranzigen Fettes und ungegerbter Pelzhäute. Der dicke, scharfe Rauch schmerzt die Augen und füllt sie mit Tränen.

Zu Ehren der Gäste gibt es neben dem gebräuchlichen Sagamite auch große Stücke von fettem Hundefleisch, das ohne Salz, ohne Brot oder andere Zutaten gegessen wird. Hundebraten bedeutet einen seltenen Leckerbissen für die Rothäute und wird nur bei festlichen Anlässen aufgetischt. Die Patres dürfen ihn nicht abweisen, sonst würden sie den Häuptling schwer beleidigen. Die Stücke mit den Fingern packend, schneiden sie Bissen um Bissen mit dem Messer ab. Der jüngste unter ihnen, Pater Pierron, der erst vor kurzem aus Frankreich nach Kanada gekommen ist, muß all seine Willenskraft aufbieten, Abscheu und Ekel zu überwinden, die ihn beim Kauen überkommen.

Tekakwitha ahnt natürlich nicht, daß die SchwarZRöcke gern auf diesen Braten verzichtet hätten. In ihrem Diensteifer hat sie die besten Stücke auf die Rindenteller gelegt und noch eigens mit Hundefett reichlich übergos-

sen. Mit scheuem Lächeln übergibt sie das Mahl den würdigen Gästen. Pater Bruyas sagt auf Irokesisch: „Ich danke dir, mein Kind, und Gott segne dich!“ Darauf macht er andächtig das Kreuzzeichen und beginnt, herzlich zu kauen. Die beiden Gefährten folgen seinem Beispiel, allerdings zögernd und weniger herzlich.

Kaum sind die Gerichte ausgeteilt, geht Tekakwitha mit dem Krug zur Quelle hinaus, um frisches Wasser zu holen. Auf dem Weg stürmen ungewohnte Gedanken und Gefühle auf sie ein. Sie weiß fast nichts von der Religion der Schwarzröcke; aber das wenige, das sie weiß, kommt ihr plötzlich mit großer Klarheit ins Bewußtsein. Hinter dem dunklen Wall von Angst und Leiden während der Seuche, damals als sie vier Jahre zählte, strahlt das lächelnde Antlitz der geliebten Mutter, an die sie sich nur noch schwach erinnert. Sie weiß, daß Kahonta den Lehren der Schwarzröcke treu ergeben war; daß sie zu Ravannijo, dem wahren Gott, gebetet hat und ihm von Herzen diente. All dies hat Anastasia ihr erzählt. Wie gern möchte sie noch mehr hören und Tegonhadschongo um allerlei Auskunft bitten! Doch die beiden Tanten wachen seit geraumer Zeit mit scharfen Augen darüber, daß Anastasia mit ihr nicht heimlich reden kann; jeder christliche Einfluß soll von ihr ferngehalten werden.

„Ravannijo segne dich, mein Kind!“ hatte der Priester zu ihr gesagt. Noch nie, soweit sie sich erinnern kann, sind diese Worte an ihr Ohr geklungen. Wenn sie nur mehr über Gott erfahren könnte! Ist es doch Ravannijo, der wahre Gott, den auch ihre Mutter geliebt und zu dem sie ständig gebetet hat.

„Ich will die Schwarzröcke fragen“, schießt es ihr durch den Sinn. Gleich aber schüttelt sie den Kopf, um

solche Gedanken zu verjagen. Jowanero hat ihr erst vor ein paar Stunden ausdrücklich untersagt, mit den Gästen zu sprechen: „Tu deine Arbeit und halte den Mund verschlossen!“ Sie ist schon von früher Jugend durch die Strenge des Onkels erzogen worden, jeden seiner Befehle gewissenhaft zu befolgen; noch nie hat sie gewagt, ungehorsam zu sein. Traurig senkt sie das Haupt und schleppt den gefüllten Krug zum Langhaus. –

Die Glut im Feuerplatz glimmt rötlich und wirft ein spärliches Licht durch den dunklen Wigwam. Die drei Patres liegen auf ihren Fellen, einer neben dem andern, und beten leise vor sich hin. Die Luft ist ekelhaft; der Rauch brennt in die Augen; Moskitos stechen und Flöhe beißen sie; der Magen bäumt sich immer wieder gegen das genossene Hundefleisch auf.

Dies ist der Missionsberuf in seiner nackten, rauhen Wirklichkeit. Sie haben das Ideal mit Freude auf sich genommen. Nun ist die Zeit der Bewährung da. Wird die frühere Begeisterung unter all diesen Opfern standhalten? Kein Wunder, daß sie um Kraft und Hilfe beten!

Zwei Tage später kommt Tekakwitha um die Mittagszeit zur Quelle. Sie hat das Kopftuch nicht mitgebracht, weil sie in ihrem Diensteifer übersah, daß es ein wolkenloser Tag ist. Das grelle Sonnenlicht peinigt ihre Netzhäute, alles beginnt ihr vor den Augen zu flimmern. Sie stellt den Krug ins Moos und hockt sich in den Schatten des großen Ahornbaumes. Mit geschlossenen Lidern wartet sie, bis die Schmerzen vergehen und sie wieder klar sehen kann.

Mit feinem Empfinden hat sie erkannt, daß die Schwarzröcke gute und edle Menschen sind. Eine innere Stimme treibt sie, ihnen zu glauben und zu vertrauen.

Erst gestern abend hat ein ungewohnter Lichtstrahl ihre Seele erhellt, als Pater Bruyas nach dem Essen über den christlichen Glauben sprach. „Ravannijo, der wahre Gott“, so hat er gesagt, „ist der Vater aller Menschen, der roten Männer genau so wie der weißen. Er liebt nicht nur die Franzosen, sondern auch die Mohawks, Huronen, Algonkins und die anderen Indianer. Sein Wille ist es, daß alle einander als Brüder behandeln, anstatt sich gegenseitig zu foltern und zu töten. Wenn alle Menschen ihm wahrhaft dienen würden, dann wäre Frieden auf der ganzen Welt. Ravannijo ist überall. Er sieht und hört alles. Jeder Mensch, auch das kleine Kind, darf zu ihm sprechen und ihn ‚Vater‘ nennen.“ – An dieser Stelle hat Jowanero den Priester plötzlich unterbrochen und mit kurzen, barschen Worten verkündet, daß es Zeit zur Nachtruhe sei.

Tekakwitha öffnet die Augen und greift nach dem Krug. Ein Lächeln spielt um ihre Lippen. Sie blickt durch die Baumkrone zum blauen Himmel hinauf und spricht, zum erstenmal im Leben, ein Gebet: „Sevannijo, wahrer Gott, hilf mir, dich zu kennen und dir zu dienen!“ Sie füllt den Krug und hebt ihn auf die Schultern. Die Last erscheint ihr heute leichter als sonst. Wäre sie nicht so scheu, sie würde vor Freude singen. Eilig, so gut es ihre Augen erlauben, geht sie ins Dorf zurück.

Während des Aufenthaltes in Ganawage besuchte Pater Fremin, der bei den Huronen als Missionar gewirkt hatte, die Wigwams der Sklaven. Die meisten von ihnen waren inzwischen in den Stamm aufgenommen worden und lebten mit ihren Familien in eigenen Langhäusern. Fast alle hatten schon in der alten Heimat von den Jesuiten die Taufe erhalten. Sie waren dem Glau-

ben trotz aller Verfolgung treu geblieben. Täglich beteten sie in ihren Häusern zusammen das Morgen- und Abendgebet. Seit dem Besuch des Pater Le Moyne vor neun Jahren hatten sie keinen Priester mehr gesehen.

Mit inniger Freude begrüßten sie nun den Schwarzrock. Jeden Morgen hörte er ihre Beichten, las die Messe und reichte ihnen die Kommunion. Er taufte zehn kleine Kinder und gab einigen neuvermählten Paaren den kirchlichen Ehesegen. Des Abends hielt er in einem großen Langhaus Unterricht im Glauben, wozu sich auch mehrere heidnische Mohawks aus Neugierde einfanden. —

Nach ein paar Tagen wanderten die Missionare, von einer Schar bewaffneter Krieger begleitet, weiter nach Tionnontóge. Dort hatte man das wilde Fest beendet und sich auf die Ankunft der Schwarzröcke vorbereitet. Die Begrüßung in der Hauptstadt galt als feierlicher Empfang im Namen des ganzen Volkes der Caniengas. Zweihundert Männer in vollem Kriegsschmuck marschierten den Gästen entgegen und geleiteten sie in einer Art Prozession nach Tionnontóge.

Am Palisadentor der Siedlung erwartete sie der oberste Sachem, hielt die Willkommenrede und geleitete sie zum Festmahl ins Haus des Rates. Das Essen bestand aus Sagamite mit einem Nachtschüssel von Kürbismus, das mit Ahornsirup gesüßt war. Während sie speisten, feuerte man draußen den Ehrensälg. Die Krieger standen vor ihren Wigwams und schossen nach Herzenslust in die Luft. Es war ein wildes, unregelmäßiges Knattern und Krachen, das ihnen viel Spaß bereitete. Die Kugeln flogen weit übers Dorf in den nahen Wald, ohne Schaden anzurichten.

Im Wigwam des Rates wurden Geschenke ausgetauscht und Reden gehalten. Die Mohawks versprachen, beim

Bau eines Kirchleins zu helfen, das den Mittelpunkt der Mission bilden sollte. Gemäß dem Friedensvertrag lieferten sie den Patres zwanzig Algonkins und einen Franzosen aus, die sie vor kurzem bei Überfällen gefangen hatten. Manche dieser Gefangenen trugen noch schwere Folterwunden. Sie sollten friedlich und ungestört in ihre Heimat zurückkehren können, nachdem sie sich unter der Pflege der Jesuiten völlig erholt hätten.

So fanden die Patres zu ihrer großen Freude bei den Irokesen viele Beweise des Friedenswillens. Die ersten Tage in Tionnontóge waren jedoch nur die Flitterwochen der neuen Mission. Gar bald erhoben sich allerlei Widerstände und Hindernisse gegen ihr Wirken. Fast sämtliche Mohawks waren noch Heiden. Obwohl sie es nicht wagten, den Schwarzröcken offen ihre Verachtung zu zeigen, hatten sie nicht die geringste Lust, ihre gewohnten Bräuche aufzugeben und Christen zu werden. Sie fuhren fort, Gefangene der westlichen Stämme zu Tode zu martern. Wenn die Priester sie daran hindern wollten, erwiderten sie schroff, daß sie nur versprochen hätten, den Algonkins und Huronen die Freiheit zu geben, aber nicht den anderen Stämmen. Nach wie vor hielten sie ihre Zauberfeste und wilden Tänze. Von Zeit zu Zeit ergaben sie sich durch mehrere Tage der unmäßigsten Trunksucht. Die Folgen dieses Lasters, das durch den Schnapshandel in Albany ständig genährt wurde, waren Raufhändel, Totschlag, Unsittlichkeit und wahn sinnige Zerstörungswut.

Oft kamen die Patres in Lebensgefahr, wenn betrun kene Mohawks Feuer an ihre Wohnhütte legten, sie mit Tomahawk oder Flinte bedrohten oder ihnen alle Lebensmittel raubten, so daß sie tagelang hungern mußten. Stelle man die Übeltäter nachher zur Rede, erwiderten

sie trotzig und ohne Reue: „Du hast kein Hirn. Es war nicht unsere Schuld. Eure Brüder, die Bleichgesichter, verkaufen uns das Feuerwasser, in dem der Teufel steckt und das uns die Sinne raubt. Nicht wir haben diese Dinge getan, sondern der Alkohol in uns. Früher waren wir nie betrunken, denn wir hatten keinen Schnaps. Die Weißen haben uns verdorben.“ –

Nach einigen Wochen trennten sich die drei Jesuiten. Pater Fremin blieb in Tionnontóge, wo er die neu errichtete Mission, Sainte-Marie, versehen sollte. Pater Bruyas reiste nach Westen zum Stamm der Oneidas. Pater Pierron übernahm das Missionswerk im Gebiet von Andagoron und Ganawage. Er mußte ständig zwischen diesen Siedlungen und den kleineren Dörfern im Umkreis hin und her wandern, für die christlichen Huroonen den Gottesdienst halten, sterbende Kinder taufen und die Heiden fürs Christentum zu gewinnen suchen.

Von allem Anfang an hatten es sich die Jesuiten bei ihrer Arbeit unter den Indianerstämmen zum Grundsatz gemacht, den Neubekehrten nicht die europäische Kultur oder Lebensart aufzudrängen. Die Rothäute mußten nur jene Gewohnheiten einstellen, die lasterhaft und unsittlich waren. Im übrigen blieben sie auch als Christen wahre Indianer. Ihre Lebensführung folgte in allem dem alten Herkommen und den Sitten des eigenen Stammes. Wenn die Irokesen im Laufe der Zeit ihrem Volkstum entfremdet und ihrer alten Kultur beraubt wurden, so lag die Schuld wahrlich nicht an den Schwarzeröcken, sondern an dem selbstsüchtigen Einfluß der Weißen, vor allem der Engländer, die einen Stamm nach dem andern zwangen, sein Land zu verkaufen.

Pater Pierron müht sich zwei Jahre lang unter den

Mohawks der Bären- und Schildkrötensippe. Alle Wochen, außer im ärgsten Wintersturm, stapft er unentwegt auf den Indianerpfaden durch die Wälder des Mohawk-Tales, mag ihn auch die Sommerhitze in Schweiß baden oder die Winterkälte seinen Bart mit Hunderten kleiner Eiskristalle bedecken. Er besucht getreulich alle Kranken, die Heiden wie die Christen, gibt ihnen Heilmittel und schmerzlindernde Tränklein, spricht ihnen freundlich Trost zu und bringt weiches Moos, das er im Wald gesammelt hat, um ihr hartes Lager bequemer zu machen.

Für alle hat er ein frohes Wort. Da er die Sprache noch nicht gut beherrscht, kommt es öfters vor, daß er durch einen ungeschickten Ausdruck die rauhe Heiterkeit der Männer erregt, die ihn sonst so ernst und finster behandeln. Er fällt ins Gelächter ein. Mögen sie ihn auch verspotten und einen Dummkopf heißen, sie können doch dem Einfluß seines Wirkens nicht widerstehen. Allmählich werden sie offener und höflicher. Sie beginnen ihn zu achten und gewinnen Vertrauen zu ihm. Noch sind sie weit davon entfernt, Christen zu werden; doch sie finden sich zögernd bei seinen Vorträgen ein und lauschen seinen Worten. Was sie aber vor allem anzieht, sind die großen Bilder, die Pierron in grellen Farben einfach und ungeschickt, aber mit großem Eifer gemalt hat. An Hand dieser Bilder erklärt er die Glaubensgeheimnisse und die Gebote der Sittenlehre.

Mit höchster Spannung und Neugierde betrachten Christen und Heiden die Gemälde des Missionars. So etwas haben sie noch nie gesehen. Im Lauf einiger Wochen wird Pater Pierron bei allen Irokesen berühmt. Die Mohawks fühlen einen gewissen Stolz über ‚ihren‘ Schwarzrock, der solch herrliche Gestalten auf die Lein-

wand zaubern kann. Sie bemalen ja selbst ihre Waffen, Schilder, Mörser, Wiegen – und sogar ihre Gesichter; aber was ist dies alles gegen die farbenprächtigen Figuren, die aus seinem Zauberstöcklein fließen!

So oft auch der Pater nach Ganawage kommt, er darf niemals das Haus Jowaneros betreten. Der Häuptling bleibt ein Gegner des Christentums und Anführer der trotzigen Heiden. Seit der ersten Begegnung mit den Priestern hält er sich und die Seinen von jedem persönlichen Treffen mit dem Schwarzrock fern. Er kann den Pater nicht hindern, ins Dorf zu kommen und mit allen zu sprechen, die ihn anhören wollen. Seiner eigenen Familie jedoch und seinen Verwandten untersagt er den Verkehr mit Pierron.

Tekakwitha sieht den Priester öfters am Wigwam vorbeigehen, darf ihn aber nicht grüßen oder ansprechen. Sie hört aus der Ferne das Beten und Singen in der Halle der christlichen Huronen. Schon sind auch einige Mohawkfrauen mit ihren Kindern der Gemeinde des Schwarzrocks beigetreten und wollen sich auf die Taufe vorbereiten. Sie selbst bleibt aber ausgeschlossen vom Unterricht, nach dem sie so sehnsüchtig verlangt. Wird sie je den wahren Gott kennenlernen? Zwischen ihr und dem Priester steht das barsche Verbot des Onkels; auch ihr eigenes scheues Wesen hält sie vom Versuch ab, mit dem Pater in Verbindung zu treten.

Der Kampf mit den Mohikanern

In den Jahren 1666–1669 erlebten die Irokesen zum erstenmal ein Geschick, das sie selber durch so viele Jahre anderen bereitet hatten: ein großes Volk von Indianern grub das Kriegsbeil gegen sie aus. Dieser Feind waren die Mohikaner, die zwischen dem Hudson-Strom und der Meeresküste wohnten. Ihre neun Hauptstämme hatten sich zum Kampf gegen die Mohawks und Oneidas zusammengeschlossen. Vom Champlain-See bis hinab nach Albany trafen sich die Banden beider Völker im Dickicht der Wälder und Schluchten. Wie rasende Wölfe fielen sie übereinander her. Man marterte jeden Gefangenen an Ort und Stelle zu Tode.

Im Sommer 1669 kam es zum entscheidenden Schlag. „Laßt uns die räudigen Caniengas aus ihren Höhlen treiben und sie ausrotten, wie man giftige Schlangen zerquetscht!“ Diesen Aufruf erließ der große Häuptling Chickatabutt (Brennendes Haus) vom Stamm der Massachusetts. Die Kunde wurde mit Begeisterung aufgenommen, und überall rüstete man sich zum kommenden Krieg. Von den Engländern in Boston kaufte man Kugeln, Lebensmittel und Schnaps.

Mit Kriegsfarben bemalt und mit reichlichem Feder schmuck angetan, zogen die Mohikaner ins große Abenteuer. Auf dem Weg von Boston zum Hudson schlossen sich ihnen mehr und mehr Gruppen an, so daß ihre Streitmacht schließlich über fünfhundert Mann zählte. Chickatabutt wurde einstimmig zum Befehlshaber erkoren. Er überragte alle anderen Krieger und Häupt-

linge nicht nur an Körpergröße, sondern auch an Klugheit und Erfahrung.

Seine Leute waren allerdings nicht so klug wie er. Auf dem langen Weg durch die Berge von Neu-England feierten sie bereits den kommenden Untergang der Irokesen. Sie prahlten im voraus mit ihren Heldentaten, schossen aus schierem Übermut ihre Flinten ab und schwelgten in der Vorfreude auf den vollen Sieg.

Chickatabutt ließ keine Vorsicht außer acht. Er sandte eine Kette von Spähern vor sich her; jeder feindliche Kundschafter sollte überrascht und ergriffen werden, damit die Mohawks nichts vom Nahen der gewaltigen Streitmacht erführen. Diesmal ging es nicht um kleine Kämpfe im Wald. Die befestigten Siedlungen der Irokesen sollten durch die Übermacht der Mohikaner von Grund auf zerstört und alle Bewohner getötet oder gefangen werden.

Seine List war erfolgreich; die Caniengas ahnten nichts vom dräuenden Sturm, der sich wie ein schweres Gewitter aus dem Osten heranwälzte. Ohne auf ein Hindernis zu stoßen, heimlich und ungesehen erreichten die Mohikaner Ganawage. Es war die erste Festung, die sie erobern mußten. Im Dunkel der Nacht umringten sie die Wälle und lagen auf der Lauer, bis das Morgengrauen den Horizont erhellen würde. So war es die alte Kriegsgewohnheit der roten Männer: ein überraschender Angriff wurde nie des Nachts gemacht, sondern im frühen Dämmern des neuen Tages.

Die Einwohner von Ganawage schliefen in ihren Wigwams. Die Palisadentore waren fest geschlossen, drei Krieger standen Wache auf dem Festungswall. Einige Hunde schnüffelten unruhig ins Dunkel und begannen plötzlich wütend zu bellen; dies trieb aber kei-

nen der Mohawks aus dem warmen Lager, denn die Hunde bellten alles an, was sich bei Nacht umhertrieb, sei es ein Waschbär, ein Stinktier oder ein Marder. –

Nach dem Zeitmaß der Bleichgesichter war es vier Uhr morgens, als unversehens der gelle Warnruf der Wachen erscholl. Gleich darauf ertönte das wilde Kriegsgeheul der Mohikaner, gefolgt vom Krachen vieler Gewehre. Kugeln piffen durch die Dächer der Langhäuser. Die Squaws brachen in lautes Geschrei aus. Die Krieger sprangen vom Lager auf, ergriffen die Waffen und rannten aus dem Wigwam, wobei sie aus vollen Lungen den schrecklichen Kriegsruf der Irokesen ausstießen: „Hé-hé-hé-witscha-hé-hé-hé.“

Fünf Minuten später waren die Palisaden bemannt. Männer und Jungen schossen aus den Zinnen der Brustwehr auf die Feinde, die sich bemühten, in den Wall der schweren Pfosten eine Bresche zu schlagen. Nun kamen auch die Frauen und Mädchen gelaufen; sie trugen Messer, Äxte, Lanzen und Keulen, was immer sie in der Eile aufgegriffen hatten. Sollte es dem Feind gelingen, irgendwo im Ring der Palisaden ein Loch zu reißen, dann hätte er es mit Dutzenden bewaffneter Squaws zu tun, die mit gleicher Todesverachtung kämpften wie die Männer.

Die Überzahl der Angreifer schreckte die Mohawks nicht. In grimmiger Kampfeswut boten sie dem Feind die Stirne. Ruhig und ohne Hast luden sie die Flinten, zielten, schossen, luden. Hinter ihnen kauerten Mädchen, die Pulver und Kugeln bereit hielten. Je zehn oder zwölf Krieger stimmten ihre Schüsse so ab, daß die einen luden, während die anderen feuerten. Hie und da sank einer der Mohawks getroffen nieder. Squaws trugen ihn sogleich hinab zum Platz, wo einige Frauen unter Auf-

sicht des Medizinmannes das Blut stillten und Verbände anlegten. Die Toten hüllte man in Decken und schaffte sie in den Wigwam des Rates.

Immer wütender brauste der Ansturm gegen das Dorf. An einigen Stellen versuchten die Feinde, Feuer an die Pfosten zu legen. Es gelang ihnen auch, die Flammen zu entfachen; wenn einmal die ausgetrockneten Stämme lichterloh brannten, dann brauchte man nur zu warten, bis sie in Schutt und Asche zusammensanken, und der Eingang in die Siedlung stand offen. Soweit kam es aber nicht, da die Irokesen stets große Birken-tonnen mit Wasser in den Laufgängen bereit hatten. Die wachsamen Squaws gossen Eimer um Eimer herab, bis der beginnende Brand erstickt war.

Schon waren zwei Stunden des Kampfes vergangen, als eine Schar von Caniengas am Waldrand erschien. Dies waren die Krieger des Nachbardorfes, die den Lärm gehört hatten und nun ihren belagerten Brüdern zu Hilfe eilten. Hinter Bäumen gedeckt, feuerten sie von der Seite her auf die Mohikaner. Sie waren nur fünfzig Krieger; ihr verwegener Angriff jedoch und ihr Kriegsgeheul versetzte den Gegner in lähmendes Zaudern.

Chickatabutt wußte nicht, wie viele Mohawks im Wald versteckt waren. Er beschloß, das Gefecht abubrechen und seine Streitmacht auf einem gesicherten Platz im Forst zu sammeln; dort konnte man den entscheidenden Angriff besprechen und vorbereiten. So gab er den Befehl zum Abzug. Die Mohikaner wichen langsam über die Lichtung zurück, wobei sie das Feuer aufrecht hielten. Sobald sie den Wald erreicht hatten, marschierten sie in guter Ordnung davon. Die Verwundeten und Toten nahmen sie mit, wie es bei den Rothäuten Sitte war. Hinter ihnen erklang das Triumphgeheul der

Mohawks. Chickatabutt brannte vor Ärger. „Schreit nur, ihr Hunde“, knirschte er. „Wir kommen zurück; dann könnt ihr am Marterpfahl schreien!“

Die Mohikaner waren tapfere und verwegene Kämpfer. Sie lebten jedoch in losen Gemeinschaften, die nicht so straff gefügt waren wie der irokesische Bund. Deshalb wußten sie nichts von der ungewöhnlichen Ordnung und Schlagkraft der Kanonsoni, deren Laufboten schon gleich am Beginn des Überfalls den Alarm in alle Richtungen getragen hatten; diese kühnen Männer schlichen schon im Dunkel des Morgengrauens durch das Gebüsch und die Maisfelder hinter dem Dorf, oft dicht an feindlichen Kriegeren vorbei, bis sie den Wald erreichten und zu laufen begannen.

Während Chickatabutt zwei Meilen östlich vom Dorf in einem Seitental mit seinen Häuptlingen beriet, wie man das Häuflein der Mohawks von Ganawage am besten und schnellsten erledigen könne, kamen bereits von Westen her Trupp um Trupp wohlbewaffneter Irokesen im Eilmarsch auf die Siedlung zu. Von Andagoron, von Tionnontóge und anderen Dörfern strömten sie in die Festung. Schon gegen Mittag waren über zweihundert Krieger von auswärts im Dorf, um den 150 Stammesgenossen der Schildkrötensippe beizustehen.

Als die Mohikaner am frühen Nachmittag zurückkehrten, um die Belagerung fortzusetzen, fanden sie die Palisaden von so vielen Kämpfern bemannt, daß ihnen der Schreck in die Glieder fuhr. Sie nahmen aber den Ansturm kühn und verwegen wieder auf, waren sie doch in der Überzahl. Gleich beim ersten Vordringen empfing sie ein solcher Hagel von Kugeln und Pfeilen, daß sie schleunig zum Waldrand zurückwichen und hinter den Bäumen Deckung suchten.

Den ganzen Nachmittag wurde hin und wider gefeuert. Die Geschosse richteten aber nicht viel Unheil an, denn die Mohawks waren durch die Pfosten der Brustwehr, die Mohikaner durch die Fichtenstämme des Waldes gut geschützt. Zudem hatten die Krieger auf beiden Seiten das kühle, genaue Zielen der Europäer noch lange nicht gelernt. Ihrer wilden, überstürzten Kampfesart entsprach es, schnell und hitzig auf den Feind zu schießen, ohne sich zum richtigen Anlegen Zeit zu nehmen. —

Drei Tage lang belagerten die Mohikaner das Dorf. Sie hofften, die Ganeaga würden bald alle Munition aufgebraucht haben; dann konnte man die Festung leicht überrennen und alles niederhauen. Diese Hoffnung erfüllte sich aber nicht. Die Mohawks waren gut vorbereitet. Ihre Kameraden aus den anderen Sippen hatten einen großen Vorrat an Pulver und Blei mitgebracht; die Squaws arbeiteten ohne Unterlaß am Gießen von Kugeln. So ging das grimmige Gefecht weiter. Kundschafter beobachteten die feindlichen Reihen, und jede Seite wartete auf das Erschlaffen des Gegners.

Pater Pierron war mit den Kriegern der Bärensippe nach Ganawage gekommen. Er stand bei den Mohawks im Ruf, ein bedeutender ‚Medizinmann‘ zu sein. Dies entsprach auch der Wahrheit, denn er hatte sich schon jahrelang mit dem Studium der Medizin beschäftigt. Die Unwissenheit und den Aberglauben der heidnischen Zauberer hatte er durch seine erfolgreichen Kuren so oft bloßgestellt, daß sie in seiner Gegenwart es nicht mehr wagten, ihre Zaubertänze und Beschwörungen am Krankenbett auszuüben. Im Wigwam, der als Spital diente, widmete er sich Tag und Nacht den Verwundeten, löste Kugeln aus dem Fleisch, legte Verbände an und labte die fiebernden Männer mit kühlen Heilgetränken. Dabei

hatte er für jeden ein gutes Wort des Trostes und der Ermutigung.

Am vierten Morgen entdecken die Mohikaner mit Schrecken, daß ihr eigener Vorrat an Kugeln und Pulver dem Ende zugeht. Schon auf dem Herweg haben sie so viel Blei mutwillig verschossen, daß ihnen jetzt nicht mehr genug übrig bleibt. Diesen Rest müssen sie unbedingt für den Rückmarsch bereithalten, bis sie von den Weißen am Hudson wieder neue Munition kaufen können. Dorthin braucht es drei oder vier Tage angestrengten Wanderns durch den Forst.

Chickatabutt ist ein kluger Führer. Kurz entschlossen ordnete er den Abmarsch an. Er will lieber das Mißlingen des Feldzugs auf sich nehmen, als durch trotziges Ausharren seine Streitmacht in größte Gefahr bringen. Einige Häuptlinge widersprechen ihm; doch die Macht seiner Persönlichkeit gewinnt die Oberhand. Während im Osten der erste Schimmer des Morgengrauens erscheint, ziehen die Mohikaner heimlich ab. Bei Sonnenaufgang finden die Verteidiger von Ganawage die ganze Umgebung still und menschenleer. Der Feind ist verschwunden.

Erleichtert atmen die Bewohner auf. Ihre Vorräte gehen auch zur Neige; die Munition hätte nur noch für zwei Tage gereicht. Es fehlt an Nahrungsmitteln und vor allem an Wasser, denn die Quelle liegt außerhalb der Palisaden am Abhang eines Hügels. Man weiß nicht, was der Feind vorhat. Plant er eine Kriegslist? Es werden Kundschafter ausgesandt. Nach einigen Stunden kehren sie zurück und melden, daß die Mohikaner tatsächlich nach Osten abgezogen und schon zehn Meilen entfernt sind.

Das grimme Abenteuer ist jedoch für die Mohawks noch lange nicht zu Ende. Die Häuptlinge der drei Sippen halten Kriegsrat und beschließen, dem abziehenden Feind nachzueilen, ihn aus dem Hinterhalt anzugreifen und so zu schwächen, daß er auf lange Zeit die Lust verliert, sich an dem stolzen Volk der Caniengas zu vergreifen.

Die Squaws bereiten in aller Eile die nötige Verpflegung für den Marsch. Sie besteht aus gestoßenem Mais, mit Ahornzucker gemischt. Jeder Krieger trägt einen Fellbeutel mit dieser nahrhaften Speise, von der er einigemal am Tag eine Handvoll isst. Es bedarf keines Feuers, keines Löffels oder Messers, keiner Schale. Zwischen den Imbissen trinkt man frisches Wasser aus einer Quelle oder einem Bach. So können die Irokesen mehrere Tage auf dem Kriegspfad verbringen, ohne nach Wild jagen zu müssen.

Achtzig Krieger sollen zum Schutz des Dorfes zurückbleiben. Der Rest, etwa dreihundert, steht zum Abmarsch bereit. Jeder ist völlig bewaffnet und hat das Antlitz mit Kriegsfarben bemalt. Als Führer wählen sie den berühmten Häuptling Ganeagowa, den ‚Großen Mohawk‘, aus der Sippe der Schildkröten. Er ist von ungewöhnlicher Größe und Kraft, etwa vierzig Jahre alt, ein Mann von Erfahrung, Umsicht und Tapferkeit, ähnlich wie sein Gegner Chickatabutt.

Mit banger Sorge blicken die Squaws ihren Männern nach, die in drei langen Reihen im Gänsemarsch über die Lichtung wandern und bald im Wald verschwunden sind. In Kürze, vielleicht morgen schon, werden sich die Krieger der zwei großen Indianervölker in einem blutigen Ringen messen, das nur in Sieg, Tod oder ruhmloser Flucht enden kann.

Pater Pierron bleibt in Ganawage. Er hilft den Weibern und zurückgebliebenen Kriegern, die Verwundeten zu pflegen, die Leichname der Gefallenen zum Begräbnis vorzubereiten und Wasser zu schleppen, um die großen Löshtonnen an den Palisaden neu aufzufüllen.

Am nächsten Nachmittag kommt ein Bote vom Großen Mohawk. Er berichtet, daß die Verfolger auf den Feind gestoßen sind und ihn während der Nacht umzingelt haben. Seit dem frühen Morgen tobt nun ein wütender Kampf in der Waldschlucht von Kinakariónes (Hoffmann, N. Y.) am nördlichen Ufer des Mohawk, etwa zwanzig Meilen von Ganawage. Diese Nachricht erfüllt das ganze Dorf mit banger Sorge. Die meisten Bewohner können vor Aufregung nicht schlafen.

Um die Mitte des folgenden Tages erscheint endlich ein zweiter Bote. Schon von weitem ruft er den Stammesbrüdern die frohe Kunde zu, die Mohawks hätten gesiegt und den Feind in die Flucht geschlagen. Großer Jubel erhebt sich ob dieser freudigen Nachricht. Die achtzig Männer schießen ihre Flinten ab, stoßen den Kriegsruf aus und beginnen den feierlichen Skalptanz. Frauen und Mädchen laufen aufgeregt durch die Siedlung, umarmen einander und kreischen vor Begeisterung. Dann machen sie sich eilig an die Vorbereitungen für ein gewaltiges Festmahl zu Ehren der Sieger.

Die ‚Schlacht von Kinakariones‘ ist einer der berühmtesten Kämpfe in der Indianergeschichte. Die Rothäute griffen einander gewöhnlich in kleineren Gruppen aus dem Hinterhalt an. Hier jedoch standen sich die Streitmächte zweier Völker in offenem Gefecht gegenüber. Den ganzen Tag dauerte das erbitterte Ringen im engen Felsental. Die Mohikaner hielten dem Ansturm der

Mohawks, denen sie an Zahl überlegen waren, nur mit Mühe stand. Chickatabutt, von einigen seiner besten Häuptlinge umgeben, kämpfte mit Geschick und großer Tapferkeit. Links und rechts von ihm dehnte sich die Front seiner fünfhundert Krieger, gegen die mehr als dreihundert Irokesen vordrangen. Auf beiden Seiten lagen bereits Dutzende von Streitern verwundet oder sterbend am Boden. Es war ein Glück, daß die Waldbäume Freunden wie Feinden gute Deckung boten, sonst wären noch viel mehr Kämpfer gefallen.

Gegen Abend schienen die Reihen der Mohikaner zu wanken. Kaum hatte Ganeagowa dies bemerkt, als er mit seinen besten Kriegern zum Nahkampf anstürmte. Ohne Rücksicht auf das Gewehrfeuer sprang er mit seinen Begleitern auf Chickatabutt zu. Aus nächster Nähe schossen sie ihre Flinten ab, dann zogen sie die Schlachtbeile und drangen auf die Gegner ein.

Chickatabutt wich keinen Schritt zurück. Wie ein Fels stand er im Gewirr, sein gewaltiger Arm streckte drei der Feinde nieder. Dann aber sank er, vom Großen Mohawk zu Tode getroffen, blutüberströmt ins Gras. Mit ihm fielen die meisten der Häuptlinge, die an seiner Seite gekämpft hatten. In wenigen Minuten war das grausige Handgemenge vorüber.

Nun wichen die Mohikaner zurück, hielten jedoch das Feuer aufrecht. Die Mohawks drängten nach. Das Gefecht ging weiter, bis die Dunkelheit dem Kämpfen ein Ende setzte. Beide Truppen machten an geschützten Stellen Lager. Bis tief in die Nacht hinein hielten die Häuptlinge auf jeder Seite Kriegsrat. Unheildrohende Stille lag über dem Tal, nur leises Stöhnen klang von den Verbandplätzen, wo man sich im Schein kleiner Feuer um die verwundeten Kameraden mühte.

Als die Kundschafter der Mohawks im Morgengrauen vorschlichen, fanden sie das Lager des Gegners verlassen. Die Mohikaner hatten sich schon im Schutz der Dunkelheit davongemacht und ihre Verwundeten mitgetragen, wie es die Sitte gebot. Die Toten waren heimlich im Wald begraben worden.

So blieben die Mohawks unbestrittene Sieger. Ihre Kampfeswut und wilde Tapferkeit hatte das Feld behauptet. Der Sieg jedoch war teuer erkauft. Sie hatten über fünfzig ihrer eigenen Leute verloren; und zwei Dutzend Männer waren so schwer verletzt, daß sie auf Lebenszeit zum Kampfdienst untauglich wurden. Die Mohikaner hatten wohl gegen hundert Krieger verloren, darunter den größten Führer ihrer Volkes, den gewaltigen Chickatabutt, sowie einige der besten Häuptlinge. Die genaue Zahl ihrer Verluste wurde nie bekannt; um ihre Schmach zu mindern, behaupteten sie später, nur fünfzig ihrer Kämpfer seien gefallen.

Auf die Nachricht vom Sieg eilen viele Männer und Squaws aus Ganawage nach der Schlucht von Kinakario-nes, um ihren wackeren Kriegern zu gratulieren und den Schauplatz des Kampfes zu besichtigen. Pater Pierron geht mit ihnen; er will die Verwundeten pflegen und die Toten begraben helfen. Die Sieger sind erfreut, ihn bei sich zu sehen. In ihrer prahlerischen Art erzählen sie ihm die Einzelheiten des Kampfes, klopfen ihm begeistert auf die Schulter und nennen ihn ‚Bruder‘, – ein Zeichen, daß sie ihm ihre Zuneigung geschenkt haben. Ganeagowa erlaubt ihm sogar, mit den gefangenen Mohikanern zu reden. Der Pater benützt die Gelegenheit, diese Armen zu trösten, die einem schrecklichen Tod am Marterpfahl entgegengingen. Wie gern hätte er ihnen

das furchtbare Schicksal erspart; seine dringenden Bit-
ten um Schonung der Gefangenen stoßen jedoch auf taube
Ohren. „Schwarzrock“, sagt Ganeagowa, „du bist will-
kommen in unseren Dörfern. Du kannst vom Großen
Geist zu uns reden und Gottesdienst feiern, ohne daß
dich jemand abhält. Doch solange die Krieger unseres
Volkes den alten Göttern dienen, werden wir die ge-
fangenen Feinde foltern und töten. So verlangt es die
Sitte der roten Männer.“ –

Am übernächsten Tag marschirt die Truppe trium-
phierend vom Schlachtfeld ab. Sie führen zehn gefesselte
Mohikaner mit sich, sechs Männer, dazu vier Frauen,
die den Kämpfern in den Feldzug gefolgt sind. Die
Skalpe von neunzehn feindlichen Kriegern baumeln von
geschmückten Stangen. Die eigenen Verwundeten schlep-
pen sie auf Tragbahren mit. Unter Singen, Lachen und
wildem Freudengeschrei bewegt sich der Zug durch den
weiten Forst nach der Siedlung.

Drei Tage lang feiern sie in Ganawage den Sieg mit
unmäßigen Essen, stolzen Reden und ausgelassenen
Tänzen, vor allem aber mit dem Quälen der Gefange-
nen. Die Festlichkeiten beginnen gegen Mittag mit dem
Foltern. Wenn die Sonne sich zum Untergang neigt,
bricht man die Marter ab, und es folgen die anderen
Vergnügen, die bis Mitternacht dauern.

Die Mohikaner werden vor dem Wigwam des Rates
auf hölzerne Plattformen gelegt, ihre Hände und Füße
an Pflöcke festgebunden. Eine Gruppe von jungen Krie-
gern besorgt das grausige Werk der Peinigung. Sie lassen
sich Zeit; bedächtig und gründlich nehmen sie die einzel-
nen Opfer in die Arbeit, so daß innerhalb von einer
Stunde jeder Gefangene eine neue Qual durchmachen
muß. Sie schneiden die Ohren oder Nasen ab, reißen mit

alten Zangen die Nägel aus den Fingern und Zehen, brennen das Fleisch mit Fackeln und übergießen die Brust mit siedendem Wasser.

Männer, Frauen und Kinder hocken im Kreis herum und betrachten vergnügt dieses Schauspiel. Die feindlichen Krieger stöhnen und ächzen, brechen aber nicht in Klagen aus. Von Zeit zu Zeit stimmen sie ihren Todesgesang an; er besteht aus einem Lied, das der Indianer schon in seiner Jugend dichtet und dann durchs ganze Leben wie ein Kleinod bewahrt, um es in Gefahr, Gefangenschaft und Folter zu singen.

Noch ärger jedoch ist der Anblick der vier Squaws. Sie werden ebenso gefoltert wie die Krieger, leiden aber nicht so stumm und still, sondern schreien, weinen und jammern unter der gräßlichen Qual. Von Squaws erwartet man nichts anderes; für die Mohawks ist es sogar ein besonderer Genuß, sie leiden zu sehen und ihr peinvolles Geschrei zu hören.

Zwei Nachmittage dauert das entsetzliche Schauspiel. Am dritten Tag soll die Marter durch den Todeshieb mit dem Schlachtbeil beendet werden. Während der Nacht bettet man die Gefangenen in einer elenden Hütte auf Moos und alte Felle, gibt ihnen Speise und Trank, und läßt sie ungestört ruhen, damit sie sich für die Folter des nächsten Tages etwas erholen mögen.

Pater Pierron bleibt heldenmütig an ihrer Seite. Obwohl er dieses teuflische Foltern stets mit scharfen Worten tadelt und verwirft, ist es ihm doch unmöglich, es zu verhindern, solange die Mohawks dem Heidentum anhängen. Am Abend gießt er schmerzstillende Medizin auf die Wunden der Opfer, flößt ihnen ein erquickendes Getränk ein und versucht, ihnen die trostreichen Wahrheiten des Christentums zu erklären.

Während er sich so bemüht, hocken Häuptlinge und Krieger im Halbkreis auf dem Boden, rauchen gemütlich ihre Pfeifen und lauschen zu. Schließlich nimmt Jowanero die Pfeife aus dem Mund, spuckt aus und sagt unwillig: „Schwarzrock, du hast kein Hirn. Wie kannst du diesen Hunden große Freuden im Jenseits versprechen? Sie sind unsere Feinde; du aber bist unser Bruder. Warum sagst du ihnen nicht, daß ihre Schatten auch drüben auf ewig gefoltert werden und vor Schmerz heulen sollen?“

Der Priester richtet sich auf und erwidert ruhig, aber mit entschiedenen Worten: „Jowanero, mein Bruder, du weißt, daß das Christentum dieses Quälen und Morden der Gefangenen verbietet. Ich kann euch nicht daran hindern, denn eure Seelen sind noch blind gegen die Lehre Ravannijos. Ihr tötet diese Feinde; aber dann habt ihr keine Gewalt mehr über sie. Der Große Geist liebt sie, wie er euch liebt, und er will sie im Jenseits glücklich machen. Dort gibt es keine Feinde mehr, sondern alle Seelen sind Brüder im Wigwam Gottes, auch wenn sie auf Erden einander bekämpft haben.“

Seine Worte machen Eindruck auf die rohen Krieger. Nach Indianersitte überlegen sie schweigend, was er gesagt hat; sie wissen nicht, was sie darauf antworten könnten. Keiner von ihnen hindert den Pater in seinem Werk der Liebe. Als sie nach einer Weile die Hütte verlassen, kommt Ganeagowa auf Pierron zu, legt ihm die Rechte auf die Schulter und meint: „Bruder, du hast recht gesprochen. Wir müssen die Gefangenen zwar zu Tode martern, denn so verlangt es der Kriegsgott Areskoi. Aber niemand gebietet uns, daß wir sie über den Tod hinaus hassen. Wenn sie im Jenseits glücklich sind, bin ich's zufrieden.“

Jowanero und einige andere Männer murren unwillig über die Worte des Großen Mohawk. Sie wagen es nicht, dem berühmten Häuptling und Führer offen zu widersprechen, aber sie verwahren sich entschieden dagegen, daß die Hunde der Mohikaner im Himmel ihre Brüder sein sollen.

Die meisten Gefangenen haben durch den Verkehr mit den Engländern in Boston bereits einige Kenntniss vom Christentum. Vier Krieger und drei Squaws bitten den Priester inständig, sie zu taufen und ihnen zu helfen, daß sie als gute Christen sterben. Er unterrichtet sie klar und gründlich in den Hauptlehren des Glaubens und verspricht, ihnen vor dem Tod die Taufe zu spenden.

Am folgenden Abend verlangen auch die übrigen drei Mohikaner die Taufe. Einer von ihnen ist ein Häuptling, der seinerzeit mehrere Irokesen am Marterpfahl getötet hat. Der Pater verbringt wieder die ganze Nacht mit ihnen. Am Vormittag spendet er ihnen allen die heilige Taufe. Dann humpeln sie betend zum Platz der Todesfolter. Er steht neben ihnen und betet mit ihnen, bis einer nach dem andern den tödlichen Schlag erhält. Keiner der Mohawks hindert ihn am priesterlichen Dienst; man tut, als sei er nicht anwesend.

Als endlich alles vorüber ist, schaut er schweigend auf die verstümmelten Leichen, die mit klaffenden Schädeln im Gras liegen. Er ist todmüde, erschöpft von der inneren Aufregung des furchtbaren Geschehens. Dazu hat er schon zwei Tage und Nächte nicht geschlafen und kaum etwas gegessen. Langsam wandert er zu seinem kleinen Wigwam zurück. Dies war die erste Ernte seiner schweren Missionsarbeit: die Taufe von zehn Erwachsenen, die dem Heidentum abgeschworen haben, um sich Christus und seinem Reiche anheimzugeben. —

Für ihre dreizehn Jahre ist Tekakwitha weder groß noch stark, aber kräftig und ausdauernd. Die beiden Tanten, die schon im vorgeschrittenen Alter stehen, haben ihr allmählich die ganze Bürde der täglichen Hausarbeit aufgeladen. Sie selber tun bloß, was ihnen behagt. Meist sitzen sie plaudernd im Wigwam oder besuchen ihre Freundinnen im Dorf. Wie die meisten Indianerfrauen sind sie sehr eitel und lassen sich gern in dem prächtigen Aufputz bewundern, den Tekakwitha mühsam verfertigt hat. Ohne grob oder grausam zu sein, behandeln sie das Mädchen eher wie einen Dienstboten als wie eine Tochter. Sie geben ihr nicht die warme, herzliche Liebe, die andere Squaws ihren Kindern erweisen. Oft sind sie launenhaft und schelten die Kleine. Bei Festen und Besuchen jedoch verlangen sie, daß Tekakwitha so auffallend geschmückt sei wie sie selber; ist sie ja die Tochter des Häuptlings und soll schon frühzeitig die Augen junger, tüchtiger Krieger auf sich lenken.

Tekakwitha erfüllt willig all ihre Wünsche. Sie gehorcht ohne Widerrede, bleibt stets heiter und dienstbereit, klagt nicht und verteidigt sich nie gegen mißgeauntes Schelten. Ihr scheint es selbstverständlich, daß sie so behandelt wird, hat sie doch seit dem Tod der Mutter kein anderes Los erfahren. Im stillen aber reift ihr Wille heran. Die milde, heitere Art, die das Erbeil der Mutter ist, verbindet sich in ihr mit großer Entschiedenheit gegen das, was ihrem Gewissen widerstrebt. Ihr Benehmen mag dem weichen Charakter der Algonkins entsprechen, doch dahinter verbirgt sich eine unbeugsame Willenskraft, die sie vom irokesischen Vater geerbt hat. —

Als die Qual der gefangenen Mohikaner beginnt und das ganze Dorf hinläuft, um sich am Anblick der Foltern zu ergötzen, will Tekakwitha ins Freie gehen, Holz zu

sammeln. Karitha ruft sie zurück. „Was fällt dir ein, jetzt in den Wald zu gehen, wenn alles zum Haus des Rates eilt, um die Hunde der Mohikaner auf der Marterbühne zu sehen. Komm mit uns!“

„Ich kann nicht zuschauen, Mutter. Es widert mich an.“

„Da haben wir wieder die schwache, weiche Algonkin!“ lacht Aroson. „Du bist ganz deine Mutter: die konnte auch keine Folter ansehen.“

Das Mädchen verlegt sich aufs Betteln: „Ich mache eben einen neuen Wampumgürtel für dich, Mutter. Auch dir, Tante Aroson, mache ich einen. Für das große Fest übermorgen abend werden sie fertig sein, da könnt ihr sie zum erstenmal tragen. Die Stickerei ist wunderschön und vielfarbig. Ich werde mich sehr freuen, wenn die anderen Squaws euch bewundern.“

Die beiden Squaws blicken einander unschlüssig an. Ihre Eitelkeit gewinnt schließlich die Oberhand. „Du bist ein Dickkopf“, brummt Karitha, „aber wenn du lieber arbeiten willst als mit uns zum Vergnügen kommen, dann mag es diesmal sein.“ Kopfschüttelnd geht sie davon.

Tekakwitha atmet erleichtert auf und macht sich mit Eifer ans Besticken des ersten Gürtels. Sie ist ganz allein im Wigwam; nur der braune, zottige Hund des Häuptlings liegt vor ihr auf dem Boden und schaut gespannt auf das gewandte Spiel ihrer Finger. Plötzlich richtet er sich auf, dreht den Kopf nach dem Eingang des Langhauses und spitzt die Ohren. Aus der Ferne ertönt grelles Schreien. Es ist das Wehgeheul der gemarterten Weiber. Tekakwitha zuckt zusammen, dann schüttelt sie trotzig den Kopf. „Es ist unrecht“, flüstert sie zu sich selbst. „Ravannijo, der wahre Gott, will es nicht!“

Wachsende Saat

Nach dem Sieg über die Mohikaner kam endlich eine Zeit des Friedens für das Land der Irokesen. Da sie mit den Algonkins, Huronen und Franzosen in Bündnis und Freundschaft lebten, gab es keine Marterszenen mehr in den Dörfern der Mohawks. Der Kriegsgott Areskoi verlor seinen Einfluß, und die Missionare taten ein übriges, die Verehrung dieses Scheusals zu unterdrücken. Auch waren die fünf Völker durch die langen Kriege so geschwächt, daß sie es für klüger fanden, die Überfälle auf andere Stämme einzustellen. Das Wirken der Schwarzröcke brachte sogar die Heiden dazu, ihre unmenschlichen Grausamkeiten allmählich aufzugeben.

In Ganawage hatten manche Jugendliche angefangen, den Glaubensunterricht zu besuchen. Von ihnen hörte Tekakwitha Bemerkungen über das, was der Priester vortrug. Sie verstand aber diese Dinge nicht; ihr fehlte die Grundlage und der Zusammenhang. Jowanero schaute sie oft forschenden Blickes an, als habe er Verdacht, sie versuche hinter seinem Rücken mit dem Pater in Verbindung zu kommen. Auch die Tanten spürten ihr nach, ob sie etwa mit Anastasia oder anderen Christen im Dorf längere Gespräche führte. Tekakwitha fühlte sich wie ein Vogel im Käfig, wurde innerlich immer einsamer und ernster, obwohl sie nach außen heiter und freundlich blieb.

„Das Mädcl ist viel zu abgeschlossen“, murmelt Karitha. „Es wird höchste Zeit, daß sie hinauskommt unter

die jungen Männer. Sie ist vierzehn Jahre alt; man kann nie früh genug anfangen, die Mädchen auf die Zukunft vorzubereiten.“

Aroson stimmt ihr bei: „Wir müssen sie mehr auf Besuche mitnehmen und zu Tänzchen bringen.“

Jowanero, der rauchend beim Feuer sitzt, wendet sich an die beiden: „Was tuschelt ihr Weibsbilder herum, als hättet ihr ein großes Geheimnis?“

„Tekakwitha“, sagt sein Weib, „wir haben besprochen, daß es an der Zeit ist, sie auf eine passende Heirat hinzulenken. Sie muß junge Krieger kennenlernen.“

Der Häuptling nickt: „Da habt ihr Squaws einen guten Einfall gehabt. Ich dachte schon öfters daran, wie schnell sie heranwächst. Sie wird eine gute Frau sein, klug, tüchtig und dienstwillig. Der Mann, der sie heiratet, wird es nicht bereuen.“

„Sie ist nicht sehr hübsch“, meint Aroson. „Die Pokkennarben haben ihr Gesicht verunstaltet. Wir müssen uns beeilen, sie an den Mann zu bringen, sonst findet sie keinen, und wir müßten uns furchtbar schämen.“

„Sie ist aber gescheiter und geschickter als andere Mädchen“, wirft Jowanero ein. „Das gilt viel bei vernünftigen Burschen. Ihre Stickereien sind so schön, daß die Häuptlinge mich um Wapungürtel bitten, die sie gemacht hat. Wie fleißig sie ist, das sehen wir jeden Tag. Sie tut alle Arbeiten für uns, kocht alle Mahlzeiten; und sie schnattert nicht müßig dahin, wie gewisse andere Weiber.“ Die letzten Worte begleitet er mit einem schelmischen Zwinkern der Augen. Karitha und Aroson erröten.

„Es wird nicht schwer sein“, fährt er fort, „einen guten Mann für sie zu finden. Gar mancher junge Krieger würde sich's zur Ehre anrechnen, im Wigwam des

Häuptlings zu wohnen.“ Er lehnt sich behaglich zurück, schließt die Augen wie im Traum und meint: „Wir werden genug Jagdwild zu essen haben, viele Pelze und gute Kleider. Das Ehepaar wird uns pflegen und mit allem Nötigen versorgen, wenn wir alt und gebrechlich geworden sind.“

Tekakwitha schlüpft unter dem schweren Vorhang ins Haus. Sie trägt eine große Holzschüssel voll zerstoßenem Mais. „Das wäre geschafft!“ sagt sie fröhlich und macht sich daran, am Kessel über dem Feuer das Abendessen zu kochen.

„Nach dem Essen zieh’ dich schön an!“ ruft Karitha ihr zu. „Nimm deine besten Mokassins und den weißen Wampungürtel! Du wirst mit uns zum Tanz gehen.“

„Ja, Mutter“, antwortet sie und fährt ruhig mit dem Kochen fort, anstatt in begeisterte Rufe auszubrechen und vor Freude umherzuhüpfen, wie andere Mädchen es tun.

Die Tanten lächeln einander zu. „Sie ist noch ein scheues Kind“, flüstert Karitha, „aber das wird sich bald ändern.“

Zwei- oder dreimal jede Woche muß nun Tekakwitha zu Gelagen und Tänzen gehen. Sie schmückt sich, wie es einer Häuptlingstochter geziemt, mit Bändern aus gefärbter Aalhaut, mit Stirnstreifen und Halsband, mit Ohrgehängen und prächtig verzierten Mokassins. Ihr Herz jedoch ist nicht bei der Sache. So sehr sich die Tanten auch bemühen, auf diesen oder jenen jungen Krieger hinzuweisen, sie bleibt scheu und kühl.

Bei den Irokesen darf der junge Mann das Mädchen seiner Wahl nicht ansprechen, wenn sie nicht selber auf ihn zukommt und ihn zum Tanz auffordert. Tekakwitha tut zwar am Ganóschote (Trottertanz) mit, bei

dem die Burschen und Mädchen getrennt tanzen⁸; sie sträubt sich aber beharrlich, einen der jungen Krieger zum Tanz einzuladen. Ihr Weigern verbirgt sie unter scheuen, freundlichen Ausflüchten. – Daheim gibt es dann jedesmal peinliche Szenen.

„Hat man schon so ein dummes Mädel gesehen?“ ruft Karitha eines Tages erbost. „Die Tochter des Häuptlings, und getraut sich nicht, einen Burschen anzureden!“

„Ich habe drei Krieger gesehen, die ein Auge auf dich warfen“, meint Aroson. „Sie warteten, aber du bist nicht zu ihnen gegangen. Was ist nur mit dir los?“

„Ach“, sagt Karitha bissig, „es ist immer die alte Geschichte; sie ist keine richtige Irokesin, sondern eine tölpelhafte, eingebildete Algonkin. Ein Mohawk ist ihr wahrscheinlich nicht gut genug.“

Tekakwitha hat Tränen in den Augen. Der bittere Spott tut ihr weh. Sie schweigt und räumt still ihre Schmucksachen weg. Sie weiß selbst nicht, warum sie anders ist als die übrigen Mädchen, die sich voll Eitelkeit und Eifersucht um die Gunst der jungen Männer bemühen. Der Gedanke ans Heiraten zieht sie nicht an; eine innere Macht scheint sie davon abzuhalten.

Einige Minuten später, als sie zu ihrem Sitz zurückgekehrt ist, sagt Karitha mit einem Seufzer der Ungeduld: „Nun gut, du störrische Schildkröte, wenn du unser Zureden und unsere Hilfe verschmähst, laß es bleiben. Eines Tages jedoch, wenn dein Vater den Befehl gibt, wirst du nachgeben müssen, ob du willst oder nicht.“ Mit strengem Blick starrt sie das Mädchen an.

Jowanero nimmt die Pfeife aus dem Mund. „Sie wird gehorchen“, sagt er ruhig, aber bestimmt. „Sie ist uns noch nie ungehorsam gewesen.“

Tekakwitha lächelt ihn dankbar an. In ihren Augen

glänzen noch die Tränen. „Vater, ich spüre keinen Wunsch zu heiraten; ich bin ja noch viel zu jung.“

Der Häuptling schaut sie ein Weilchen an, dann nickt er: „Du magst recht haben, Kleine. Die Squaws waren zu ungeduldig. Wir wollen dich vorläufig in Ruhe lassen.“ –

Das Wort des Vaters ist Gesetz in seinem Wigwam. Die Tanten fügen sich; doch Karitha brummt, daß die Sache bloß aufgeschoben sei und bald zur Entscheidung kommen müsse. Tekakwitha geht weiter auf Besuche und Gelage, nimmt fröhlich am Trottertanz der Mädchen und an Gemeinschaftsspielen teil, muß aber nicht mehr unter den harten und spöttischen Worten der beiden Tanten leiden.

Im gleichen Sommer (1670) kam ein neuer Priester, Pater Boniface, in die Mission der Mohawks. Er sollte Pater Pierron in der Seelsorge helfen. Die beiden teilten sich in die Arbeit: Pierron übernahm das Kirchlein in Tionnontoge, Pater Boniface ging nach Ganawage. Dort baute er eine Kapelle aus Pfählen und Baumrinde. Sie hatte die Form und Größe eines gewöhnlichen Langhauses, war mit einem kleinen Altar aus roh gezimmerten Brettern versehen und trug an der inneren Stirnwand ein Bild des gekreuzigten Erlösers. Der gestampfte Boden war mit Schilfmatten bedeckt. Dieses Kirchlein weihte er dem heiligen Petrus.

So ärmlich auch der neue ‚Wigwam des Gebetes‘ war, die Rothäute kamen voll Neugierde und Staunen, das ungewöhnliche Bauwerk zu betrachten. Täglich morgens und abends versammelten sich hier die Taufbewerber zum Unterricht im Katechismus. Der Schwarzrock feierte die Messe im Morgengrauen. Nur die Huronen und

Algonkins wohnten ihr bei, da sie schon seit langem getauft waren; die Taufbewerber durften noch nicht am heiligen Opfer teilnehmen.

Die Jesuiten hatten es durchaus nicht eilig mit dem Taufen der Indianer; im Gegenteil, manche der Bewerber bereiteten sich schon über ein Jahr darauf vor. Wer die Taufe empfangen wollte, mußte sich vorher eine gründliche Kenntnis des Glaubens, der Gebete und der christlichen Grundsätze aneignen; vor allem aber mußte er die Laster und sündhaften Gewohnheiten seines heidnischen Lebens völlig überwunden haben. Dieser Strenge der Schwarzröcke war es zu danken, daß die meisten christlichen Irokesen an Eifer, Frömmigkeit und Tugend ihre europäischen Glaubensbrüder übertrafen. —

Nun war es jedoch so weit, daß Pater Boniface mit der Taufe jener Erwachsenen beginnen konnte, die sich in der langen Wartezeit gut bewährt hatten. Unter den wenigen Männern und Frauen, die zugelassen wurden, war auch Onida, die Stiefschwester Tekakwithas. Sie hatte schon vor zwei Jahren den Haushalt Jowaneros verlassen und war in ein anderes Dorf gezogen. Dort heiratete sie den Krieger Onas (Feder), der auch ein Taufbewerber war. Jowanero war so ergrimmt über ihren Abfall vom Heidentum, daß er nichts mehr mit ihr zu tun haben wollte; er verbannte sie aus dem Kreis der Familie und Freunde.

Das Häuflein der katholischen Mohawks wuchs nur langsam. Manche Heiden sandten ihre Kinder zum Unterricht, kamen aber selber nicht, denn sie fanden die Forderungen des Christentums viel zu streng und un bequem. Die neuen Christen hatten viel zu erleiden. Sie lebten in den Langhäusern mitten unter ihren heidnischen Verwandten, sahen und hörten allerlei Schleichtig-

keiten, mußten sich ständig gegen die Einladung zum Schnapstrinken wehren und waren täglich dem rohesten Geschimpf und Gespött ausgesetzt. Jeder Unglücksfall, jede Krankheit, jedes Mißgeschick wurde ihnen zum Vorwurf gemacht; durch den Abfall vom Heidentum, so hieß es, hätten sie die Götter und Geister zum Zorn gereizt. Manche Christen, die besonders boshafte Verwandte hatten, wagten es nicht, ihre Gebete daheim vor aller Augen zu verrichten. Um Zank und Spott zu vermeiden, beteten sie auf den Rat des Schwarzrocks im geheimen, ohne ein äußeres Zeichen der Andacht zu geben. –

Bevor das Jahr zu Ende ging, durchlief eine Kunde das Irokesenland, die überall großes Aufsehen erregte: Garakontie, der berühmte Oberhäuptling der Onondagas, empfing die Taufe. Nach Jahren der Vorbereitung wurde diesem treuen Freund der Onseronni und Beschützer der Mission eine unerwartete Ehre zuteil: bei einem seiner Besuche in Quebec lud ihn der Bischof ein, in der Kathedrale feierlich die Taufe zu empfangen. Der Kirchenfürst spendete ihm das Sakrament mit eigener Hand, der Statthalter war Taufpate.

Garakontie blieb bis zum Lebensende ein treuer Christ und ein mächtiger Führer der katholischen Irokesen. Er wirkte aus allen Kräften für den wahren Frieden unter den Stämmen der Rothäute sowie für die Freundschaft mit den Kanadiern. Den Missionaren war er ein unerschütterlicher Verteidiger und Helfer. Selbst die Heiden konnten ihm ihre Achtung und Bewunderung nicht versagen. Das Beispiel seiner Glaubenstreue und mannhaften Frömmigkeit gewann viele Stammesgenossen fürs Christentum. Er starb 1677 in Onondage. Über dem Grab wurde auf sein Ersuchen ein großes Holzkreuz

errichtet, um die christlichen Indianer in der Treue zum Glauben zu bestärken und den Heiden ein Zeuge seiner katholischen Religion zu sein.

Im nächsten Jahr (1671) gab es bei den Caniengas eine andere große Aufregung: Ganeagowa, der Große Mohawk, zerstritt sich mit seinem christlichen Weib Satékon (Ebenmaß), weil er die Art mißbilligte, in der sie das Töchterlein erzog. In seinem hitzigen Ungestüm wollte er die eigenen Anschauungen durchsetzen. Damit aber war er im Unrecht, denn bei den Irokesen standen die Knaben und Mädchen unter der Obhut der Mutter, solange sie Kinder waren. Satékon bestand auf dem, was sie als Recht und Pflicht erkannte. Darob geriet er schließlich in solchen Zorn, daß er einige Vorräte packte, die Waffen ergriff und blindlings aus dem Hause stürmte.

Woche um Woche verging ohne ein Lebenszeichen von ihm. Seine Gemahlin trug die schwere Prüfung mit großer Geduld. Seit er sie verlassen hatte, war sie für ihren und des Kindes Unterhalt auf die Hilfe und Almosen der heidnischen Verwandten angewiesen, die ihr bittere Vorwürfe machten, daß sie Ganeagowa vertrieben hätte, weil sie Christin geworden sei. Zu allem Unglück fiel das Töchterchen in eine schwere Krankheit. Pater Boniface taufte die Kleine und bald darauf starb sie. Die Heiden im Langhaus wüteten noch ärger gegen Satekon und warfen ihr vor, sie habe durch die Annahme der neuen Religion nicht nur den Mann davongejagt, sondern auch ihr Kind ins Grab gebracht.

Schweigend ertrug sie die Verfolgung. Sie ging zum Unterricht und gemeinsamen Gebet ins Haus der Mission, empfing jede Woche die Sakramente und betete daheim während der täglichen Arbeit. Der Schwarzrock

sprach ihr Trost zu und ermutigte sie, trotz aller Schicksalsschläge auf Ravannijo zu vertrauen. —

Inzwischen wanderte der Große Mohawk kreuz und quer durch das Bergland des Nordens, jagte in den Wäldern, schlief in kleinen Unterständen aus Fichtenreisig und war ständig auf der Hut gegen herumstreifende Banden von Mohikanern. Die erlegten Tiere brachte er jedesmal in eine naheliegende Siedlung von Oneidas oder Adiróndacks, wo er gastfreundlich aufgenommen wurde und bleiben konnte, solange er wollte. Die innere Unruhe trieb ihn jedoch immer wieder in die Wildnis zurück. Er war uneins mit sich selbst, voll Sehnsucht nach seinem Weib und Kind, aber zu stolz, daß er heimgekehrt wäre und sein Unrecht auch nur stillschweigend eingestanden hätte.

So gelangte er im Lauf von zwei Monaten immer weiter nach Norden, bis er eines Tages aus dem dunklen Forst ins Freie kam und vor sich den Sankt-Lorenz-Strom erblickte. Am jenseitigen Gestade lagen das Fort und die Siedlung von Montreal. Dicht vor ihm winkten im Ufergelände die vertrauten Dächer von Langhäusern und Indianerhütten, in deren Mitte ein hölzernes Kirchlein aufragte. Es war La Prairie, ein Dorf von katholischen Rothäuten, meist Huronen und Algonkins, die sich hier angesiedelt hatten, um in einer christlichen Gemeinschaft zu leben; dadurch waren sie frei von den Quälereien, dem schlechten Beispiel und Einfluß ihrer heidnischen Landsleute. Nach Indianersitte, und auch im Geiste des Christentums, bot diese Siedlung allen durchreisenden Rothäuten, ob Christen oder Heiden, großmütige Gastfreundschaft.

Ganeagowa war von mehrtägigem Hungern erschöpft; beim Anblick der Indianerhäuser erfüllte ihn große

Freude. Ohne zu wissen, wer hier wohnte, wankte er dem Dorfe zu. Als er es betrat, raffte er seine letzten Kräfte zusammen und schritt hoch aufgerichtet dahin, ohne ein Zeichen seiner Schwäche zu geben. Einige der Einwohner, die als Sklaven bei den Mohawks gewelt hatten, erkannten ihn sogleich und begrüßten ihn mit freudiger Überraschung. Man führte ihn zum Wigwam des Häuptlings, der ein Algonkin war. Dort bereiteten ihm die Squaws in Eile ein Essen, indessen die Kunde von seiner Ankunft durch alle Häuser lief. Bald versammelten sich gegen dreißig Männer im Langhaus, um den berühmten Gast willkommen zu heißen.

Er war erstaunt ob der ehrlichen Freundschaft, die ihm alle erwiesen. Sogar fünf christliche Mohikaner, die im Dorf wohnten, zeigten weder durch Wort noch Miene, daß sie ihm abgeneigt waren, obschon er den Ehrentitel ‚Besieger der Mohikaner‘ trug. Während er sich im stillen über den merkwürdigen Geist wunderte, der diese Rothäute beseelte, trat ein Mann in den Wigwam, bei dessen Anblick er sich überrascht vom Sitz erhob. Es war der Schwarzrock, Pater Fremin, einer der ersten drei Jesuiten, die als Friedensgesandte zu den Mohawks gekommen waren und den er damals schätzengelernnt hatte.

„Willkommen, großer Häuptling!“ rief der Pater und reichte ihm fröhlich die Hand.

„Mein Herz ist glücklich, Bruder, daß meine Augen dich wieder erblicken“, sagte Ganeagowa und schüttelte ihm die Rechte.

Sie setzten sich zum Mahle. Der Priester sprach den Tischsegens, und die Rothäute machten alle andächtig das Kreuzzeichen. Der Große Mohawk kam aus dem Staunen nicht heraus. Nach dem Essen mußte er, wie es

der Sitte entsprach, von seinen Abenteuern auf der Reise erzählen und auch berichten, was sich im vergangenen Jahr beim Volk der Mohawks zugetragen hatte. Den eigentlichen Grund seines Scheidens erwähnte er nicht. Der Missionar lud ihn ein, in der Siedlung zu verweilen, solange es ihm beliebe. Er sagte gern zu, denn er brauchte Zeit zum ruhigen Denken und Überlegen. Sollte er zu seinem Weib zurückkehren oder auf immer in der Ferne bleiben?

Während der nächsten Tage wurde ihm auch der Zweck dieses ungewöhnlichen Dorfes klar. La Prairie war eine ‚Siedlung des Gebetes‘, in der die christlichen Familien unter der Obhut des Schwarzrocks und der Verwaltung einiger Häuptlinge friedlich beisammenwohnten, ohne Haß und Streit, ohne Götzendienst und heidnische Ausschreitungen. Jeder, der im Dorf wohnen wollte, mußte sich feierlich verpflichten, drei Laster für immer aufzugeben, die bei den Heiden allgemein geübt wurden: Zauberei, Trunksucht und Ehebruch. Wer offen in eins dieser Laster zurückfiel, wurde vom Rat der Häuptlinge aus dem Dorf verbannt und blieb für immer ausgewiesen. —

Eine Woche nach seiner Ankunft hatte Ganeagowa eine lange Unterredung mit Pater Fremin. Er berichtete ihm, wie er sich mit seinem Weib zerstritten und sie verlassen habe.

„Mein Bruder“, meinte der Priester, „es ist klar, was du tun mußt. Dein eigenes Gewissen sagt es dir: du mußt zu deiner Gemahlin zurückkehren.“

Der Häuptling nickte: „Mein Herz befahl es mir schon auf dem ganzen Weg hierher. Ich habe das Feuer meines Zornes nicht löschen können, und so bin ich ihr

davongelaufen. Nun schäme ich mich, daß ich wie ein unvernünftiger Knabe gehandelt habe.“

„Wenn es dir leid tut, dann ist der Große Geist ver-söhnt. Sei jetzt mutig und mache den Fehler gut, indem du zu deiner Familie zurückkehrst.“

Ganeagowa hob den Kopf und blickte den Schwarz-rock an: „Bruder, ich habe die vergangenen Tage viel gesehen und gelernt. Ich habe alles gründlich überlegt. Nun steht mein Entschluß fest: bevor ich das Dorf des Gebetes verlasse, will ich selber ein Christ werden.“ –

Und so geschah es auch. Er blieb mehrere Monate, um sich auf die Taufe vorzubereiten. Er war ein gerader; innerlich edler Mensch. Seine hitzige Anlage half ihm jetzt, den Glauben mit feurigem Eifer aufzunehmen. Die Lehren und Gebote des Christentums kannte er schon einigermaßen durch das Wort und Beispiel seines Weibes. Kein Wunder, daß er in einem halben Jahr zur Aufnahme in die Kirche bereit war. Inzwischen erfuhr er durch einen Brief, den Pater Boniface an Pater Frem-in gesandt hatte, daß sein Töchterlein gestorben war. Als Pater Boniface die Nachricht sandte, wußte er nicht, daß der Vater in La Prairie weilte.

Er wurde im Kirchlein des Dorfes feierlich getauft; als Taufnamen wählte er ‚Josef‘. Nun entschloß er sich, auch seine Gemahlin zu holen und herzubringen. Er hoffte, in der christlichen Siedlung besser nach seinem Glauben leben zu können.

Mit dem ganzen Feuer der Begeisterung, die ihn be-seelte, führte er seine Pläne aus. Bei den Irokesen war er hoch geehrt, nicht nur wegen seiner Tapferkeit, sondern auch als bedeutender Mann im Rate der Nation; darum hatten sie ihm auch den Namen ‚der Große Mohawk‘ gegeben. Nun wollte er die Achtung, die sie ihm erwie-

sen, zur Förderung des Christentums benützen. Er, der wilde heidnische Oberhäuptling, war zum Apostel geworden. —

Ein Kanu gleitet den Mohawk-Fluß hinauf und hält am Ufer unterhalb von Ganawage. Erstaunt schauen die Weiber und Kinder, die im Bohnenfeld arbeiten, auf die hohe Gestalt, die eilig zur Siedlung hinaufschreitet. Ist es nicht der langvermißte Große Mohawk? Kein Zweifel! Die Squaws, die ihm am nächsten sind, erkennen ihn und brechen in lautes Freudengeschrei aus. Im Dorf hört man den Lärm. Erwachsene und Kinder laufen neugierig aus den Wigwams. Beim Anblick Ganeagowas stehen sie erstarrt, dann drängen sie sich mit begeisterten Willkommenrufen um ihn. Jeder Krieger will der erste sein, den berühmten Häuptling zu begrüßen.

Die Nachricht von seinem Kommen durchläuft mit Windeseile die ganze Siedlung und die Weiler der Nachbarschaft. Satékon, die allein in ihrem Wigwam weilt, hört die frohe Kunde. Sie sinkt freudezitternd in die Knie. Der traurige Zug in ihrem Gesicht wandelt sich in den Ausdruck des Glückes. Unter Tränen dankt sie Gott, daß ihr so lange verschollener Gemahl endlich zurückkommt.

Einige Minuten später erscheint er selbst, von einer jubelnden Menge gefolgt. Mit dem feinen Gefühl, das Indianern zu eigen ist, bleiben die Leute draußen stehen, während er den Wigwam betritt. Er breitet die Arme aus, umfängt Satékon und drückt sie ungestüm an sich. „Vergib mir den Schmerz, den ich dir bereitet habe“, bittet er. „Dein Gebet hat mich zum Dorf der Christen am Großen Strom des Nordens geleitet. Ich habe dort die Taufe empfangen und bin ein ehrlicher Christ ge-

worden. Nun wollen wir zusammen Ravannijo und seinem Sohn Jesus Christus dienen!“

Satékon ist so glücklich, sie schluchzt laut auf, lehnt ihr Haupt an seine Brust und kann kein Wort hervorbringen. Dann reißt sie sich plötzlich los und läuft zum Feuer, ihm schnell ein Mahl zu bereiten. Sie lacht und weint durcheinander. Erst allmählich beruhigt sich der Sturm ihrer Gefühle. Während Ganeagowa ißt, hockt sie an seiner Seite und horcht gespannt auf den Bericht. Sie stimmt mit Freuden zu, ins Dorf des Gebetes nach Kanada zu gehen.

In den folgenden Tagen verkündet Ganeagowa überall, daß er Christ geworden ist. Die Squaws und Männer lauschen mit Spannung, als er vom Glück des Glaubens spricht. Er bietet sich an, jene Christen und Taufbewerber, die sich in La Prairie ansiedeln wollen, selber hinzuführen. Es braucht Mut und Furchtlosigkeit, ein solches Anerbieten öffentlich zu machen. Er weiß, daß die Heiden ihn beschuldigen werden, durch diese Auswanderung schwäche er den ganzen Stamm.

Bei einer Versammlung im Wigwam des Rates hält man ihm dies auch wirklich mit bitteren Worten vor. Seine Antwort ist: „Brüder, es liegt nicht an mir, sondern an euch. Gebt den Haß gegen das Christentum auf, wendet euch ab von den Lastern der Trunksucht, Unsittlichkeit und Zauberei, und ich werde mit Freuden hierbleiben. Ich liebe mein Volk, das wißt ihr. Sobald ihr euch zum Guten geändert habt, werden alle, die jetzt weggehen, wieder zurückkommen – aber keinen Tag früher!“ – Auf diese Worte herrscht Totenstille im großen Wigwam. Die heidnischen Häuptlinge wissen nicht, was sie darauf erwidern könnten.⁹

Zwei Tage später verläßt die kleine Schar der Kanus

den Landungsplatz von Ganawage, um die lange Reise nach Kanada anzutreten. Über dreißig christliche Rothäute haben sich dem Großen Mohawk angeschlossen; unter ihnen sind auch Onida und ihr Gemahl Onas.

Im Langhaus Jowaneros herrscht düstere Stimmung. Der Häuptling ballt zornig die Fäuste: „Ganeagowa hat den Verstand verloren!“ ruft er wütend aus. Als Karitha und Arosen voll Neugierde hinauseilen wollen, um die Abfahrt der Boote zu sehen, schreit er sie wütend an und befiehlt ihnen, im Wigwam zu bleiben. Er ist so zornig, daß er sogar dem treuen Hund einen Fußtritt versetzt. Bis in die Nacht sitzt er mit grimmiger Miene auf seiner Bank, spricht kein Wort und verweigert die Mahlzeit.

Tekakwitha hockt auf dem Lager hinter dem Mattenvorhang. Sie ist tief über ihre Arbeit gebeugt und zittert aus Furcht vor dem erbosten Vater. Sie hat das Gefühl, er könne ihr ins Herz schauen und darin das heiße Sehnen nach der Kenntniss und Liebe Ravannijos, des wahren Gottes, entdecken.

Sturm und Stille

Wenn bei den Irokesen ein Bursch und ein Mädchen übereinkamen zu heiraten, dann teilte das Mädchen dem Vater mit, wen es gewählt habe. Von diesem Augenblick an übernahmen die Eltern alle Verantwortung für die Vorbereitungen und den Abschluß der Ehe. Sie verhandelten über die Hochzeitsgeschenke, den Tag der Feier und die Mitgift des Mannes, der ja in die Familie seiner Frau hineinheiratete und deshalb eine gebührende Ausstattung mitbringen mußte.

Der Bräutigam und die Braut hatten mit diesen Sorgen und Besprechungen nicht das geringste zu tun. Von nun an durften sie nicht mehr zusammenkommen, ja nicht einmal miteinander sprechen. Der Krieger tanzte nicht mehr mit ihr und ging an ihr vorbei, als wäre sie ihm völlig fremd. Sie vermied seine Gegenwart, so gut sie konnte. Wenn sie sich zufällig trafen, durften sie nicht verraten, daß sie einander nahestanden. Sobald die Squaws im Dorf diese plötzliche Änderung bemerkten, schmunzelten sie vergnügt und sagten: „Jetzt werden die beiden bald Hochzeit feiern.“

Kurz vor der Eheschließung sandten die Eltern des Mannes ihre Mitgift ins Haus der Braut: Bärenpelze und Hirschfelle, Binsenkörbe mit Mais, einen Kochkessel und hölzerne Schüsseln. Am Hochzeitstag kleidete und schmückte sich die Braut mit besonderer Sorgfalt. Gegen Abend kam der Bräutigam in den Wigwam. Die Eltern führten ihn zur Sitzbank, wo die Braut seiner harrte. Ohne ein Wort der Begrüßung setzte er sich neben sie;

dies war das Zeichen, daß er sie zum Weib erkor. Sie gab ihr Jawort, indem sie ihm Sagamite anbot. Er verzehrte das Gericht, und damit war die Ehe besiegelt. Von nun an gehörte er zur Familie seines Weibes. Als Abschiedsgeschenk sandte er aus den Vorräten des Schwiegervaters ein Bündel von Biberfellen an seine eigenen Eltern.

Tekakwitha ist siebzehn Jahre alt und hat noch immer keinem der Burschen ihre Zuneigung geschenkt. Dem Drängen der Tanten, sich zu verlieben, widersteht sie freundlich, aber entschieden. Auf ihrem Lager wacht sie oft lange und wundert sich über die geheimnisvolle innere Macht, die ihr den Gehorsam in dieser Sache verwehrt. Es war immer so leicht, dem Onkel und den Tanten in allem zu gehorchen, ihnen jeden Wunsch zu erfüllen; nur in diesem Punkt sträubt sich in ihr alles, dem Ansinnen der Verwandten zu willfahren. Sie weiß, wie selbstverständlich es für jedes Indianermädchen ist, schon frühzeitig einen guten Jäger und Krieger zu finden, der sie zum Weib nimmt. Die Familie, das Dorf, der ganze Stamm erwarten es; die Sitte gebietet es.

Von der Möglichkeit, der Ehe freiwillig zu entsagen, hat sie in ihrer Umgebung nie etwas gesehen oder gehört. Die Mohawks wissen zwar, daß die Schwarzröcke um ihres priesterlichen Berufes willen ehelos leben; dies ist für sie eine Quelle ständigen Staunens und scheuer Bewunderung. Sie haben jedoch keine Ahnung, daß es auch für Weiber ein solches Ideal gibt. Klosterfrauen sind ihnen unbekannt. Die Jesuiten sprechen niemals davon, haben sie doch vorläufig mehr als genug Mühe, die Taufbewerber zu einem gesunden und sittlich guten Eheleben zu bringen.

Dem Mädchen ist übrigens das Christentum fast völlig unbekannt. Sie darf nicht dem Glaubensunterricht beiwohnen und hat noch nie mit einem Schwarzrock gesprochen. Wie alle anderen Mädchen der Ganeaga kann sie weder lesen noch schreiben und ist unwissend in allem, was nicht zu ihrem Lebenskreis gehört. Und doch liegt in ihrem Herzen ein starkes Drängen, vom Zwang zur Ehe frei zu sein. Ihr ist es, als stecke in ihrem Seelengrund ein Manitu (Schutzgeist), der freudig und willig bei allem mittut, was die tägliche Pflicht verlangt, aber sich unerbittlich gegen Mannesliebe und Heirat sträubt. Wie kann sie diesem Zwiespalt entfliehen?

Sie hat natürlich keine Ahnung vom „Entdecken der Individualität“ und von „seelischen Konflikten“, aber sie steht unter dem Druck dieses Erlebens und bebt im Sturm der bitteren Erfahrung. Daß sie nicht den Halt verliert oder auf Abwege gerät, dafür sorgt ihr klares, gesundes Wesen – und die Gnade von oben. Sie folgt schlicht und ehrlich der inneren Stimme und sammelt all ihre Kräfte zum schweren Kampf und stillen Aus-harren. –

Gar bald muß ihr Entschluß die Feuerprobe bestehen. Karitha und Aroson, empört über den Mißerfolg ihres Drängens und Scheltens, hecken eine List aus, die ebenso schlau wie unehrlich ist. Ohne dem Mädchen ein Wort zu sagen, verständigen sie die Eltern eines jungen Kriegers, daß Tekakwitha ihm die Ehe anbiete. Der Bursche ist höchst erstaunt, denn er hat kaum je mit ihr gesprochen und hätte nie gedacht, daß sie in ihn verliebt ist. Er sagt aber zu, weiß er ja, wie heiter, tüchtig und arbeitsam sie ist. Dazu gibt ihm diese Heirat mit der Häuptlingstochter gute Aussicht, selbst Häuptling zu

werden. Natürlich darf er nun bis zum Hochzeitstag nicht mit ihr reden.

Die Vorbereitungen beginnen in allem Ernst. Jowanero schmunzelt, die Tanten winken einander verschmitzt zu, als sie die zwei Bündel schöner Biberfelle für die Familie des Bräutigams zurechtmachen. Tekakwitha allein bleibt ahnungslos. Sie ist nicht gewohnt, neugierige Fragen zu stellen über das, was ihre Eltern tun oder befehlen. Karitha verlangt, sie soll sich neue Sachen verfertigen für ein besonderes Fest, das bald gefeiert wird. Das Mädchen gehorcht heiter und willig. Tag um Tag sitzt sie tiefgebeugt über der mühsamen Arbeit. Die Tanten sind entzückt, da sie die Kleider, Bänder, Mokassins und Wampumschnüre sehen, die Tekakwithas Finger in vielen Farben und prächtigen Stickmustern hervorzaubern.

Eines Morgens, als sie auf Befehl des Vaters in den Wald geht, um Holz zu sammeln, wird die Mitgift des Bräutigams in den Wigwam gebracht und in einer Ecke verstaubt. Am nächsten Mittag befiehlt Karitha: „Du mußt ein besonders schmackhaftes Sagamite machen, denn wir erwarten für heute abend den Besuch, dem wir die Feier bereiten wollen. Wenn du mit dem Kochen fertig bist, leg dir die neuen Kleider und Schmucksachen an. Der Vater und Aroson und ich werden auch die Feiertracht anziehen.“

Tekakwitha wundert sich, daß Karitha ihr nicht mitteilt, wer der bedeutende Besucher sei. Sie fragt jedoch nicht, sondern sagt nur „Ja, Mutter“, wie sie es immer tut, wenn sie einen Befehl erhält. Dann macht sie sich fröhlich ans Zerstoßen des Maises und an die übrige Arbeit des Kochens. Nach zwei Stunden ist sie fertig, wäscht sich und legt die schönen Kleider an. Karitha kämmt ihr

das Haar, flicht die Zöpfe und hilft beim Anlegen des Schmuckes, bis die Tochter schließlich dasteht wie eine Prinzessin aus dem indianischen Märchenland. Die beiden Tanten brechen in entzückte Rufe aus, wie sie es immer tun, wenn ihre weibliche Eitelkeit befriedigt ist.

Jowanero geht inzwischen ungeduldig im Langhaus auf und ab, schiebt jedesmal den Pelzvorhang zur Seite und blickt forschend ins Freie. Plötzlich dreht er sich um, weist auf einen Platz nahe beim Feuer und ruft: „Setze dich dorthin!“ Sie schaut ihn verblüfft an; es ist nicht ihr gewöhnlicher Sitz; sie gehorcht aber schweigend und hockt sich hin.

Ein junger Indianer im Festkleid kommt durch die Tür, gefolgt von seinen Eltern. Er trägt eine Jacke und Leggings aus Hirschleder, schön bestickte Mokassins, ein rotes Stirnband und eine Adlerfeder im Haarschopf. Um seinen Hals hängt eine Kette aus Biberklauen. Es ist Ojónkwire (Der Pfeil), ein tüchtiger Schütze und Jäger, der Sohn einer angesehenen Familie aus Ganawage. Er und seine Eltern grüßen mit dem gebräuchlichen „Segon“. Dann tritt er schweigend zur Sitzbank und läßt sich neben Tekakwitha nieder. Zitternd rückt sie etwas weg, ihre Wangen glühen vor Verlegenheit. Was soll dies bedeuten?

Karitha läßt ihr keine Zeit zur Besinnung. Sie hält einen Rindenteller hin und befiehlt: „Schöpfe Sagamite aus dem Kessel und biete es ihm an!“ – In diesem Augenblick erkennt Tekakwitha plötzlich die grausame List: man will sie an diesen Mann verheiraten! In ihrer Überraschung soll sie das Jawort geben, ohne daß sie gefragt wurde.

Ihr Herz pocht zum Zerspringen; der wilde Pulsschlag rauscht in ihren Ohren. Die Verwandten stehen vor ihr,

ein frohes Lächeln der Erwartung auf ihren Lippen. Wie im Traum steht sie auf und geht zur Feuerstelle. Dort dreht sie sich um, schaut einige Augenblicke starr auf ihren Vater; dann entgleitet der Teller ihren Fingern, sie wendet sich unversehens zur Tür und schlüpft hinaus. Die Rufe der Tanten tönen hinter ihr her.

Sie flieht, so schnell sie kann, durchs Dunkel des Abends den Hügel hinab zu den Äckern am Ufergelände. Dort verkriecht sie sich in den hintersten Winkel des Maisfeldes. Die hohen Pflanzen decken und verbergen sie. In der Ferne hört sie die Tanten rufen. Beben vor Aufregung kauert sie im Dickicht, bis nach geraumer Zeit der Hund Jowaneros angestürmt kommt und sie aufspürt. Freudig bellend springt er an ihr empor und verrät auf diese Weise ihr Versteck.

Karitha und Aroson kommen zwischen den Maishalmen heran. Karitha ist außer sich vor Zorn und schilt mit beißenden Worten. Aroson verlegt sich aufs Bitten: „Wir haben dein Benehmen entschuldigt; du bist ja immer scheu gewesen. Komm jetzt mit uns zurück, und alles wird gut sein.“

Tekakwitha hat sich so weit beruhigt, daß sie ohne große Erregung sprechen kann. „Nein!“ sagt sie und aus ihrer Stimme klingt harte Entschlossenheit: „Ich gehe nicht in den Wigwam zurück, solange Ojónkwire drinnen ist.“

Die beiden Squaws sind ratlos. Sie können schließlich nichts anderes tun als zurückkehren und berichten, daß sie sich weigert, den ihr zgedachten Bräutigam zu heiraten. Der junge Mann erkennt schnell, wie man ihn betrogen hat; ohne das Mädchen zu fragen, haben die Eltern diese Ehe erzwingen wollen. Sein Inneres kocht vor Zorn und Scham. Er beherrscht sich aber. „Kommt!“

sagt er zu seinen Verwandten, stapft schweigend zur Tür und verläßt den Wigwam ohne ein Wort des Abschieds.

Es brauchte lange, bis der Sturm sich legte, den dieses Erlebnis heraufbeschwor. Jowanero zeigte seinen Unmut mehr in barschem Benehmen als in vielen Worten. Die Tanten dagegen überhäuftten Tekakwitha mit Vorwürfen, Scheltworten und bissigem Spott. Sie ließ alles über sich ergehen, ohne sich zu verteidigen; sie klagte nicht einmal über die Falschheit und unehrliche List, mit der man sie hatte überrumpeln wollen.

Nach einigen Wochen gaben die Tanten endlich das unnütze Reden auf. Sie waren es müde geworden, ihren Zorn über die Niederlage durch offenes Schelten zu bekunden. Statt dessen begannen sie, dem Ärger durch grausames Benehmen Luft zu machen. Das Mädchen wurde wie eine Sklavin behandelt. Von früh bis spät mußte sie die schwersten Arbeiten verrichten, so daß keine Zeit zum Nähen oder Sticken blieb. Was immer sie tat, wurde scharf bemängelt; man unterschob ihr boshafte, gemeine Absichten und tadelte sie bei jeder Gelegenheit als dumm, faul und ungehorsam.

Sie ertrug die Verfolgung, ohne die innere Ruhe zu verlieren. Woher sie die Kraft fand? Wahrscheinlich war es die eiserne Selbstbeherrschung, die dem Charakter der Mohawks entsprach. Wie ein Krieger am Marterpfahl die Schmerzen ruhig und mit tapferer Geduld zu ertragen wußte, so stand sie im Hagel der täglichen Quälereien, ohne in Trotz oder Ärger auszubrechen.

Nach einigen Monaten dieses Kampfes gaben sich die Eltern geschlagen. Sie konnten dem stillen Mut der Tochter nichts mehr entgegenstellen, was ihre Heirat er-

zwungen hätte. Mit der Scham über die Niederlage kam ihnen ein geheimes Bewundern; wenn sie auch die Weigerung nicht verstanden, fühlten sie doch darin die unbeugsame Kraft der persönlichen Entscheidung. So gaben sie allmählich das Quälen auf und sprachen auch nicht mehr von Heiratsplänen. –

Neben den zwanzig oder dreißig christlichen Familien gab es in Ganawage noch viele Heiden, die umso grimmiger wurden, je mehr die Zahl der Gläubigen wuchs. Gemäß dem Versprechen, das der Große Rat vor einigen Jahren den Missionaren gegeben hatte, wurde der Kriegsgott Areskoi nicht mehr öffentlich verehrt; aber auf Kampffügen kam es immer noch zur Folter und zum Hinschlachten von Gefangenen. Die Zauberer und Medizinmänner trieben ihr Unwesen in den Wigwams der Heiden; und von Albany kamen von Zeit zu Zeit die Fäßchen mit Schnaps, an dem sich die Männer betranken, worauf sie wie rasende Wölfe umhertobten.

Die Mühen und Sorgen, dazu die Unbilden des Wetters, die spärliche Nahrung und schwere Arbeit – all dies schwächte die Gesundheit des Paters Boniface. Obwohl erst achtunddreißig Jahre alt, fiel er in Siechtum und konnte kaum noch mit Mühe die täglichen Pflichten erfüllen. Wie so manche seiner Mitbrüder hatte er sich im Dienste der Mission völlig erschöpft. Er mußte Ganawage verlassen, um in La Prairie Genesung zu suchen. Zwei Jahre später starb er in Quebec.

Seinen Abschied bedauerten nicht nur die Christen, sondern auch viele Heiden. Eine große Menge versammelte sich am Strande, als er abfuhr. Mit ihm ging wieder eine kleine Gruppe katholischer Mohawks, die sich entschlossen hatten, nach dem Dorf des Gebetes auszuwandern. Anastasia Tegonhadschongo war unter ihnen.

Tekakwitha stand mit ihren Tanten am Ufer, als die sechs Kanus in den Fluß hinausglitten. Sie rief den Scheidenden nicht zu, winkte nur mit der Hand zum Abschied. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Obwohl sie durch Jahre verhindert gewesen war, mit Anastasia vertraulich zu sprechen, empfand sie doch die Trennung schmerzlich. Mit dieser Freundin schied die Stimme, die ihr von der geliebten Mutter erzählt hatte. – Als die Boote verschwunden waren, floh sie allein hinauf in den dunklen und einsamen Wald.

Der Arbeitsposten des Pater Boniface blieb lange unbesetzt. Hie und da kam Pater Bruyas aus Tionnontoge, um die Gemeinde zu betreuen. In den Zwischenzeiten versammelten sich die Christen täglich im Kirchlein zum gemeinsamen Morgengebet und zum abendlichen Singen des Rosenkranzes.

Endlich, im Frühjahr 1675, kam der neue Schwarzrock, Pater Jakob de Lamberville. Er war ein Mann von tiefer Frömmigkeit und ungewöhnlichem Seeleneifer. Sofort begann er in seiner freundlichen Art mit den Leuten bekannt zu werden. Er ging von Wigwam zu Wigwam, begrüßte die Heiden und Christen, plauderte mit Kindern und Erwachsenen, setzte sich ans Lager der Kranken und lauschte voll Teilnahme ihren Klagen. Nur einige Häuser, die Pater Bruyas ihm eigens gezeigt hatte, durfte er nicht betreten, weil die heidnischen Bewohner jedem Priester den Eintritt verweigerten. Jowaneros Wigwam gehörte zu diesen Wohnstätten. –

Tekakwitha war im Wald über eine Baumwurzel gestolpert und so unglücklich gefallen, daß sie sich den Fuß schwer verletzt hatte. Sie saß nun in der Hütte, das Bein mit einem dicken Verband aus Baststreifen umwunden, und arbeitete emsig am Schnitzen eines Löffels.

Es war ein schöner, sonniger Tag. Jowanero, der auf Jagd gegangen war, hatte das Bärenfell zur Seite geschoben, so daß der helle Sonnenschein den Eingang beleuchtete. Die Tanten waren unten in den Feldern bei der Arbeit. Es hatte schon lange nicht geregnet, und alle Einwohner, auch die Männer, mußten den ganzen Tag Wasser vom Fluß heraufschleppen, um die Pflanzen zu begießen. Das Dorf war wie ausgestorben, nur einige Kranke und gebrechliche Alte lagen im Wigwam oder hockten vor der Tür im warmen Licht.

Die Einsamkeit der Siedlung bot dem Pater die erwünschte Gelegenheit, ungestört mit den Alten und Siechen zu reden. Er hatte schon mehrere Langhäuser besucht, als er gegen Mittag am Wigwam Jowaneros vorbeikam. Im Herzen betete er für die Familie des Häuptlings, der dem Christentum so feindlich gesinnt war. Die Tür stand offen, und von drinnen klangen Frauenstimmen; zwei ältere Squaws hatten sich eingefunden, um Tekakwitha Gesellschaft zu leisten. —

Sie sieht den Priester draußen im Sonnenschein herankommen. Er ist in tiefe Gedanken versunken und schreitet langsam die Straße entlang. Wie oft hat sie sehnlich gewünscht, mit einem Schwarzrock sprechen zu können!

Schon fällt der Schatten des vorübergehenden Missionars in die offene Tür; da flammt in ihrer Seele ein plötzlicher Entschluß auf: nun ist der Augenblick gekommen! Alle Scheu zerstiebt, sie fühlt sich stark und frei. Der Schmerzen nicht achtend, erhebt sie sich von der Bank und ruft dem Priester nach: „Rakení (Vater)!“ Vor Erregung zitternd sieht sie, wie er sich umwendet und auf den Eingang zukommt. „Ja, mein Kind?“ fragt er überrascht.

„Rakení, ich will Ravannijo, den wahren Gott, kennen und lieben. Ich will eine Christin werden!“ Es ist ein Aufschrei aus tiefster Seele, so stark und ehrlich, daß die einfachen Worte den Pater erschüttern. Einige Augenblicke steht er schweigend und nachdenklich, dann fragt er: „Ist es dir wirklich ernst, und wirst du die Kraft haben, deinem Entschluß treu zu bleiben?“

Sie achtet nicht der beiden Squaws, die mit offenem Munde bald auf sie, bald auf den Schwarzrock starren. Mit glühenden Wangen erzählt sie von ihrer Mutter, die eine so treue Christin gewesen ist, und von Anastasia, ihrer Freundin. Sie schildert die Sehnsucht nach dem christlichen Glauben, die schon seit früher Kindheit ihr Herz erfüllt hat.

„Wenn dein Vater, der Häuptling, es verbietet, würdest du ihm widerstehen?“

Der Hauch eines Lächelns fliegt über ihr Antlitz. Sie denkt an den Kampf, den sie bereits ausgefochten hat, dann sagt sie schlicht und ruhig: „Mein Vater weiß, daß ich ihm nie ungehorsam war; aber ich muß meinen eigenen Lebensweg gehen. Jetzt bin ich achtzehn Jahre alt, und ich muß mich selbst entscheiden, ob ich Heidin oder Christin sein will. Er mag mich hindern wollen oder mich bestrafen; doch der Große Geist wird mir helfen, standhaft zu bleiben.“

Der Pater zweifelt nicht mehr an ihrem Ernst und Mut. Natürliche Willenskraft und Gottes Gnade werden diesem Mädchen helfen, alle Hindernisse siegreich zu überwinden. „Segon, Tekakwitha“, meint er schließlich. „Sobald dein Fuß heil ist, kannst du zum Unterricht der Taufbewerber kommen. Ich werde Gott bitten, daß er dich stärke und deinen Pfad glätte.“ Mit freundlichem Gruß wendet er sich zum Gehen.

„Ich danke dir, Vater!“ ist alles, was sie erwidern kann. Ihr Herz ist zum Zerspringen voll von Glück und Freude. Sie hinkt auf die Sitzbank zurück, und ihre Augen strahlen. Nach einer Weile bittet sie die Besucherinnen, vom Zwiegespräch mit dem Priester nichts zu erwähnen, solange ihr Fuß nicht verheilt ist; erst dann will sie den Eltern ihren Entschluß mitteilen. —

Jowanero und die Tanten wundern sich über die Änderung in ihrem Gehaben. Sie scheint ruhiger und heiterer als vorher; in ihren Augen liegt ein ungewohnter Glanz; ihr ganzes Wesen strahlt von stillem Glück. Der Häuptling neckt sie eines Abends in seiner trockenen, rauhen Art: „Schaut euch das Mädels an!“ sagt er zu Karitha und Arosen; darauf wendet er sich an Tekakwitha: „Was ist los mit dir? Du benimmst dich, als ob du verliebt wärest.“

Sie errötet; dann lächelt sie, obwohl sich ihr Herz verkrampft bei dem Gedanken, was er sagen wird, sobald sie ihm den Grund ihres Glücks mitteilt.

Jeden Abend bittet sie Gott, ihr zu helfen. Sie stählt alle Willenskraft für den bitteren Kampf. Die bebende Angst, die sie früher vor dem Zorn des Vaters empfand, kommt aber nicht zurück. Wie ein Krieger, der durch die Feuertaufe gegangen ist, schaut sie gefaßt und mutig dem Sturm entgegen. —

Nach drei Wochen kommt endlich der Tag, da sie den Verband ablegen und wieder gehen kann, allerdings noch langsam und unbeholfen. Am Abend, da sie alle beim Feuer sitzen, erzählt sie dem Onkel von ihrem Entschluß, Christin zu werden. Ihr Herz pocht heftig, ihre Stimme jedoch bleibt ruhig und fest. Kaum hat sie die Worte ausgesprochen, fahren Karitha und Arosen

entsetzt auf und dringen mit heftigen Vorwürfen auf sie ein.

Jowanero sitzt ernst und stumm wie eine Säule. Er hat vielleicht schon geahnt, was kommen wird. Mit gebieterischer Geste weist er die Squaws auf ihre Plätze: „Ihr habt kein Gehirn! Haltet eure Schnäbel und hockt euch nieder!“

Sie gehorchen mürrisch. Er pafft ein Weilchen an der Pfeife, dann wendet er sich an Tekakwitha und schaut ihr scharf ins Antlitz. Sie erwidert den Blick; aus ihren Augen glüht, mutig und warnend, das Feuer des unerschütterlichen Entschlusses. Sie sprechen kein Wort; es ist, als ob zwei Kämpfer vor dem Ringen einander abschätzten.

Tekakwitha erwartet jeden Augenblick den furchtbaren Ausbruch seines Zornes. Statt dessen dreht er sich schweigend dem Feuer zu, spuckt verächtlich in die Glut und steckt die Pfeife wieder in den Mund. Sobald sich seine Aufregung gelegt hat, spricht er von anderen Dingen, als wäre überhaupt nichts vorgefallen. Die frühere Niederlage ist ihm genug. Als kluger, schlauer Indianer hat er sich sofort entschlossen, seine Kampfesweise zu ändern und das Mädchen im Ungewissen zu lassen, wann und wie weit er eingreifen werde.

Am nächsten Morgen besucht sie zum erstenmal die Glaubenslehre. Daheim läßt man sie ruhig gewähren; nur bestehen die Tanten darauf, sie dürfe keine der gewohnten Arbeiten im Haus vernachlässigen. Sie sieht sogleich ein, daß sie bedeutend früher aufstehen muß, um in Zukunft die nötige Zeit einzusparen; dazu ist sie gern bereit.

Im Wigwam der Mission wird sie vom Pater de Lamberville und den Taufbewerbern mit Freude begrüßt.

Von nun an erscheint sie täglich morgens und abends zum Unterricht und Gebet. Die Wahrheiten des Glaubens und der Gebote, das Leben des Erlösers, die Gnadenschätze des Meßopfers und der Sakramente, die Heiligenverehrung und Gebetsübungen – alles öffnet sich vor ihrem Geist wie ein bezaubernder Schatz, dessen Größe und Schönheit sie bisher kaum geahnt hat. Mit Eifer und Aufmerksamkeit folgt sie den Worten des Schwarzrocks, nimmt jede Einzelheit in ihr Herz auf und überdenkt daheim, was sie gehört hat. So wächst in ihrer Seele, Zug um Zug, das strahlende Heiligtum der Kenntnis und Liebe Ravannijos.

Der Pater ist erstaunt über die Tiefe und Schärfe ihres Denkens. Wann immer sie etwas nicht völlig versteht, bittet sie um Erklärung. Sie lernt die Gebete mit Leichtigkeit. Die Forderung nach Tugend und sittlichem Lebenswandel, die für Indianer das Schwierigste am Christentum ist, bereitet ihr kein Hindernis, denn sie hat von früher Kindheit an dem Gebot der natürlichen Tugenden treu gehorcht. In diesem Sinn ist sie nie eine Heidin gewesen. Die Christen von Ganawage bestätigen auch dem Schwarzrock offen und ehrlich, sie hätten an Tekakwitha nie ein schlechtes Beispiel oder sündhaftes Handeln wahrgenommen. –

Pater de Lamberville bestimmt, daß sie am Osterfest die Taufe empfangen darf; bis dahin sind es acht Monate, seitdem sie sich zum Unterricht gemeldet hat. Sie verbringt die Zeit der Vorbereitung nicht nur mit fleißigem Lernen, sondern auch mit eifrigem Gebet. Jeden Abend kniet sie neben ihrem Lager, die Arme über die Brust gekreuzt, und hält aus der Tiefe des Herzens Zwiegespräch mit Christus, den sie nun als göttlichen Erlöser und Heiland erkennt und liebt.

So merkwürdig es auch ist, die Verwandten lassen sie unbehelligt gewähren. Ihr Verhalten ist kühl, doch schelten oder spotten sie nicht, noch fragen sie über ihren Unterricht im Glauben. Wann immer sie betet, geht man an ihr vorbei, ohne sie zu beachten.

Am Ostersonntag, dem 5. April 1676, zieht eine kleine Prozession zum Kirchlein von Ganawage. Tekakwitha und zwei andere Mädchen, die zugleich mit ihr das Sakrament empfangen sollen, kommen die Dorfstraße herauf, von ihren Taufpatinnen begleitet. Über den dunklen Blusen und den Kitteln aus Rehleder tragen sie weiße Wolldecken als Mäntel, sonst aber keinen Schmuck.

Die Eltern sind im Wigwam zurückgeblieben; sie können es nicht über sich bringen, Zeugen der Feier zu sein, in der ihre Tochter dem Heidentum abschwört, um sich der Religion des Weißen Mannes anzuschließen. Die anderen Rothäute jedoch, stets begierig nach jeder Abwechslung im grauen Alltag, drängen sich neugierig auf dem freien Platz vor dem Gotteshaus. Die meisten Mädchen haben sogar ihre besten Kleider angezogen; sie wollen den Anlaß benützen, die bewundernden Blicke der jungen Krieger auf sich zu lenken. Im hellen Sonnenschein bieten die vielfarbigen Kleider, Schleifen und Stirnbänder ein prächtiges Bild.

Die Christen sind, wie immer an hohen Festtagen, überaus großherzig gewesen. Sie haben dem Schwarzrock freudig ihre Schätze geliehen, damit er sie für den Ostersonntag zum Zieren der Kapelle benütze. Die sonst so rohen Holzwände sind mit weichen, glänzenden Biber- und Elchfellen behängt. Den Boden decken Bärenpelze und kunstvoll bemalte Büffelhäute. Im Heiligtum

hängen Wampumbänder, deren farbige Perlen im Schein der Kerzen leuchten und sprühen. Blütenzweige und Sträuße aus Feldblumen schmücken den Altar. Der Eingang prangt mit Gewinden aus Tannenreisig. Am Zugang zum Kirchlein hatte schon Pater Boniface eine Doppelreihe von Lindenbäumen gepflanzt. Sie stehen im zarten Grün des neuen Laubes, sind über und über mit Blüten besät, und aus den Kronen klingt das frohe Zwitschern der Vögel.

In der Kapelle drängen sich die Mädchen und Knaben des Chores hinter den Schranken des Altarraumes. Sie sind aufgeregt, nicken einander zu, wagen aber nicht, zu flüstern. Pater de Lamberville hat sie mit viel Geduld und Mühe eingeübt. Diese kleinen Sänger bilden den Stolz der ganzen Siedlung; auch die Heiden eilen herbei und lauschen begeistert, sooft die Kinder beim feierlichen Gottesdienst singen.

Der Priester erwartet Tekakwitha und ihre Gefährtinnen am Tor des Kirchleins. Ihm zur Seite stehen die Altardiener, vier kleine Mohawks in roten Mänteln und weißen Chorchemden. Draußen schiebt sich die Menge möglichst nahe, um ja alles zu sehen und zu hören, denn die Zeremonien der heiligen Handlung beginnen am Eingang des Gotteshauses.

Tekakwitha hat als Taufnamen „Katharina“ gewählt. Zum erstenmal wird sie nun so angesprochen, da der Pater die vorgeschriebenen Fragen stellt und die Gebete spricht, die dem Sakrament vorausgehen. Dann schreitet der Zug in die Kirche hinein. Die Christen folgen und nehmen ihre Plätze ein. Im Nu ist das Langhaus mit Gläubigen gefüllt. Die Heiden bleiben draußen stehen, können aber ungehindert durchs Tor und die Fensteröffnungen hineinschauen.

Endlich kommt der große Augenblick, den Tekakwitha mit der ganzen Sehnsucht ihres Herzens ersehnt und erbetet hat. Sie beugt den Kopf über das Becken, und der Pater gießt ihr das Wasser auf die Stirne: „Katharina, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Mit einem weißen Linnentuch über dem Haar und einer brennenden Kerze in der Hand geht sie zur ersten Bank, bläst die Kerze aus und birgt das glühende Gesicht in den Händen. So kniet sie in stillem Gebet, bis auch die beiden anderen Mädchen das Sakrament empfangen haben und sich zu ihr gesellen.

Der Priester geht in den Chorraum, um sich für die Messe anzukleiden. Es ist still im Kirchlein, man kann die bewegten Atemzüge der Gemeinde hören. Von draußen klingt das fröhliche Zwitschern der Vögel. Auf ein Zeichen des Paters ertönt plötzlich aus dreißig Kinderkehlen das herrliche Alleluja der Osterliturgie, darauf der alte Jubelgesang: „Christus ist erstanden.“

Die heilige Messe beginnt. Zum erstenmal darf Tekakwitha ihr beiwohnen. Nun ist sie ein Kind Ravannijos, ein Kind der Kirche durch die Gnade der geistlichen Wiedergeburt im Sakrament. Sie kniet unbeweglich, den Blick auf den Altar gerichtet. Über ihre Wangen rollen Tränen der Freude und tropfen wie Perlen hinab aufs weiße Taufkleid.

Zum Strom des Nordens

Die Christen sprachen einander bei ihrem Taufnamen an, indes die Heiden gewöhnlich beim alten Rufnamen blieben. Die irokesische Form von Katharina war Katerí, und so wurde Tekakwitha meist von den Missionaren und den katholischen Stammesgenossen bezeichnet. Ihre Verwandten wußten gar wohl, wie sie jetzt hieß, vermieden aber hartnäckig das christliche Wort.

Vorerst konnte sie sich ungestört ihres neuen Glücks freuen. Bei der Arbeit im Wigwam, beim Wassertragen und Holzbrechen sumnte sie leise die Gebetslieder vor sich hin. Mehr als je zuvor war sie bereit, dem Onkel und den Tanten jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Zweimal täglich erschien sie zum gemeinsamen Beten im Haus des Großen Geistes. Sonntags wohnte sie der Messe bei. – Dies waren die Flitterwochen ihres Lebens als Christin. Die Verwandten jedoch konnten ihren Ärger nicht länger zurückhalten.

Als sie eines Sonntags nach der Messe heimkommt, ruft Karitha ihr unwirsch zu: „Du bist schon viel zu spät zur Arbeit. Aroson ist bereits unten im Feld. Iß dein Frühstück, dann schleunigst hinaus mit dir! Unsere Maishalme müssen heute tüchtig bewässert werden.“

Sie erschrickt und bittet: „Aber Mutter, heute ist Sonntag. Ich darf keine Arbeit im Feld verrichten; das Gebot des Großen Geistes verbietet es mir.“

„Ha, ha“, kreischt Karitha. „Eine schöne Ausrede für faule Christen! Mit solchen Mätzchen darfst du mir nicht kommen.“

Tekakwitha errötet heftig; sie beherrscht sich aber und erwidert freundlich: „Ich werde alles Versäumte einbringen, Mutter. Morgen und die nächsten Tage will ich um so fleißiger arbeiten.“

„Den verlorenen Tag bringst du nicht ein. Doch wie du willst; verweigerst du die Arbeit, dann sollst du auch nicht essen!“ Karitha schüttet das heiße Sagamite aus dem Kessel in einen Topf, den sie in ihrem Tragkorb verstaute. „Wenn du heute den ganzen Tag gehungert hast, wirst du am nächsten Sonntag schon vernünftiger sein.“ Zornig verläßt sie den Wigwam.

Tekakwitha bleibt fest. Jeden Sonntag muß sie nun ohne Nahrung verbringen. Man erlaubt ihr kein Frühstück und verbietet ihr, sich während des Tages ein Mahl zu bereiten. Vom Essen am Abend ist sie ausgeschlossen. Sie hat den ganzen Tag nichts genossen als eine Handvoll trockener Maiskörner. Während die Familie sich am dampfenden Kessel mit Fleisch, Sagamite und Fettbrühe gütlich tut, kniet sie in stillem Gebet neben ihrem Lager, müde und vom Hunger erschöpft. Sie zeigt keine Spur von Unwillen, ist heiter und gehorsam wie immer. Um ihre Lippen spielt ein Zug herber Entschlossenheit. Der Kampf hat wieder begonnen; sie nimmt ihn mutig auf.

Sobald die Squaws bemerken, daß die Hungerstrafe erfolglos bleibt, fügen sie mehr und mehr Qualen hinzu. Obwohl Kateri im Haushalt fast alle Arbeiten allein tun muß, kann sie ihnen doch nichts recht machen. Sie wird ständig gescholten und von einem Auftrag zum anderen gehetzt. Für die Zeit, die sie in der Kirche verbringt, entzieht man ihr einen Teil des täglichen Essens, so daß sie abmagert und oft ganz erschöpft ist.

Sie klagt nie über die grausame Behandlung. Dies macht die Tanten nur um so wütender. „Geh zu deinem

Schwarzrock und beklage dich!“ ruft Aroson. „Wir werden ihm schon unsere Meinung sagen.“

Tekakwitha schweigt. Sie berichtet dem Pater nie, was sie daheim erdulden muß. Viel später erst erfuhr er es von Leuten, die selbst Heiden waren, und denen Karitha es erzählt hatte. —

Da sie wegen der Pockennarben und der Schwäche ihrer Sehkraft schon von jeher an Scheu und Verlegenheit litt, erscheint sie den Leuten als ein verschüchtertes Mädchen. Im Innern jedoch ist sie alles eher als furchtsam; dies hat sie bereits zur Genüge bewiesen. Die Verwandten aber glauben immer noch, sie könnten ihr durch Drohungen und Verfolgungen beikommen. War es der Einfall Jowaneros oder Karithas, einen Sturm zu entfachen, der ein halbes Jahr dauern sollte?

Als Tekakwitha eines Nachmittags im Frühjahr 1677 zur Kirche geht, fliegt unversehens ein kleiner, dunkler Gegenstand dicht vor ihren Augen über den Weg. Gleich darauf hört sie etwas nahe am Ohr vorbeisausen. Einige Steinchen, mit Wucht geschleudert, treffen sie auf den Rücken. Sie bleibt stehen, schaut umher, sieht aber niemanden. „Offenbar die Tat von übermütigen Jungen“, denkt sie, „die in einem Versteck liegen und Spaß treiben wollen.“ Sie geht ruhig weiter.

Diese Angriffe wiederholen sich in unregelmäßigen Zwischenräumen, und stets auf dem Weg zur Kapelle. Ein paar Tage später torkelt ein anscheinend betrunkenener Mann aus dem Gebüsch und verstellt ihr den Weg. Er droht mit der Faust, nennt sie eine feige Christin und gebietet ihr umzukehren. Sie schlüpft an ihm vorbei und beginnt zu laufen. Er folgt ihr und ruft ihr gemeine Schimpfworte zu. Kurz vor dem Haus der Mission verschwindet er zwischen den Wigwams.

Atemlos, am ganzen Körper zitternd, tritt sie ins Gotteshaus. Sie hält das Erlebnis für eine zufällige Begegnung. Als sie aber ruhiger nachdenkt, wird es ihr klar, daß diese Dinge nicht Zufall sind, sondern schlaue geplante Verfolgung, um sie vom Besuch der Kirche abzuschrecken. Ihre Nerven stählen sich zum geduldigen Widerstand.

Es bedarf der ganzen Kraft ihres Willens, den Vorsatz auszuführen. Bald werden ihr die Kirchgänge zu einer angstvollen Qual. Unversehens tauchen Krieger auf, einzeln, dann zu zweit oder zu dritt. Sind sie wirklich betrunken oder stellen sie sich nur so? Sie drohen ihr mit dem Tomahawk und fluchen über ihre Dummheit, dem Gott der Bleichgesichter nachzulaufen.

Nun, da sie den Zweck dieser Szenen erkennt, bleibt sie unerschrocken, obwohl sie vor Aufregung bebt. Sie spricht kein Wort, mißachtet das Drohen und geht entschlossen weiter; wenn der eine oder andere Mann sie am Arm packt und zurückhalten will, reißt sie sich los. Was sie am meisten verabscheut, ist das rohe Ansinnen dieses oder jenes Burschen, sie solle mit ihm kommen und lieber die Freuden der Unsittlichkeit genießen als dem faden Gebetsplappern beiwohnen.

In manchen heidnischen Langhäusern beginnen die Kinder auf sie zu warten. Sobald sie um die Ecke kommt, gibt ein Junge das Zeichen, Knaben und Mädchen rennen heraus, stellen sich in eine Gruppe zusammen und schauen ihr höhnisch entgegen. Sie machen Grimassen des Ekels, spucken ihr vor die Füße und zischen „Christin!“ Kein Zweifel, die Kleinen sind zu diesem Benehmen angestiftet.

Woher diese lächerlichen Versuche, Tekakwitha von der Treue zum Glauben abzuschrecken, da sie doch schon

getauft ist? Die Antwort liegt im Wesen der Mohawks. Sie sind so empfindlich gegen jederlei Spott, daß sie alles daransetzen, ihm zu entrinnen, und alles aufgeben, was die Mitmenschen lächerlich oder tadelnswert finden. Die Jesuiten sind durch ihre bittere Erfahrung mit dieser Schwäche der Caniengas bekannt geworden. Nicht nur Frauen, sondern auch tapfere Männer fielen wieder vom Glauben ab, nachdem sie die Taufe empfangen hatten, aus dem einzigen Grund, daß sie die bitteren Vorwürfe und den Spott ihrer Verwandten und Freunde nicht ertragen konnten.

So ist es kein Wunder, daß Kateris Eltern zu diesem Mittel griffen, um ihr das Christentum herabzureißen, als wäre es ein schmutziger Fetzen, den sie gedankenlos übergeworfen hat. Darum dauert das hartnäckige Bemühen auch monatelang und nimmt so verschiedene Formen an. Früher oder später, so denken sie, wird das widerspenstige Mädchen genug haben und ins Heidentum zurückkehren, um von allen Freunden mit Lob und Liebe überschüttet zu werden.

Als aber die Monate vergehen und Kateri unerschütterlich bleibt, ergreifen sie mehr und mehr. Die Verfolgung wird gefährlicher und gemeiner. Medizinmänner und Zauberer verhöhnen sie und nennen sie eine Hexe, die mit bösen Geistern im Bunde ist. Bei den Mohawks ist dies der ärgste Schimpf, den man einer Frau antun kann. —

Eines Tages im September, als sie allein im Wigwam ist, kommt ein Krieger hereingestürzt. Sein Gesicht, mit Kriegsfarben bemalt, sieht wie eine Teufelsfratze aus. Er gebärdet sich wie rasend, seine Blicke sprühen vor Wut. Unter Flüchen und Schimpfworten hebt er plötzlich den Tomahawk zum tödlichen Schlag.

Ihre Augen weiten sich in jähem Schreck. Sofort aber faßt sie sich. Sie weicht nicht zurück, ruft nicht um Hilfe, sondern schließt die Lider, kreuzt die Arme vor der Brust und neigt das Haupt. So steht sie und erwartet den Todeshieb.

Der Mann starrt sie entsetzt an. Er hat sie wohl nur an die äußerste Grenze des Schreckens treiben wollen, damit sie in plötzlicher Furcht versprechen soll, ihrem katholischen Glauben zu entsagen. Ihr Mut jedoch entwaffnet ihn und vereitelt seinen Plan. Er zaudert ungeschlüssig, dann senkt er das Schlachtbeil, wendet sich um und flieht aus dem Wigwam, als wären die bösen Geister hinter ihm her.

Tekakwitha fällt in die Knie und kauert erschöpft am Boden. Sie zittert an allen Gliedern, hat sie doch die volle Qual der Natur durchlitten, die jeder Mensch im Angesicht des nahenden Todes empfindet. Daß der Angriff wahrscheinlich nur ein grausames Spiel war, weiß sie nicht. Obwohl willig, für den Glauben zu sterben, dankt sie doch Ravannijo, daß ihr das Leben wiedergeschenkt ist. Sie birgt das Antlitz in die Hände und weint, bis die peinvolle Erregung sich allmählich legt und die innere Ruhe zurückkehrt.

Nach diesem letzten und grausamsten Versuch, sie vom Christentum wegzureißen, gibt sich Jowanero aufs neue geschlagen. Der bittere Kampf hat in seinen verschiedenen Formen fast ein Jahr lang gedauert. Nun stellt der Häuptling die Verfolgung ein und gebietet den Squaws, die Nichte in Ruhe zu lassen. Er wird sogar wieder freundlich mit ihr, obwohl er seine Abneigung gegen das Christentum bei jeder Gelegenheit offen zeigt.

Die Tanten geben sich nicht so leicht zufrieden. Sie

sind durch Tekakwithas Widerstand immer bitterer und boshafter geworden, so daß ihre Stimmung schließlich in richtigen Haß ausartet. Obgleich sie das Mädchen nicht offen quälen, werfen sie ihr doch bei jeder Gelegenheit vor, daß sie keine Liebe und Treue zu ihrem Stamm habe: „Die Tochter eines Häuptlings, die Christin wird, ist eine Verräterin.“ Diese Anklagen schmerzen Kateri zutiefst. Sie ist eine Mohawk mit jeder Faser ihres Wesens und hätte mit Begeisterung auch das Schwerste getan, ihrem Volk zu dienen oder zu helfen. Ihr edler Sinn bäumt sich gegen die Verleumdung auf, zumal die beiden Squaws dieses Gerede in den heidnischen Wigwams herumtragen.

Noch ärger sind die heimtückischen Lügen, die Karitha und Arosen in ihrem verblendeten Grimm durchs ganze Dorf verbreiten. Das Mädchen, so sagen sie, ist eine verstockte Heuchlerin, die nur nach außen so schön tut, daheim aber ihr wahres Gesicht zeigt; sie ist gemein, böswillig und frech; dazu macht sie verheirateten Männern schöne Augen.

Ob dieser Verleumdungen geht Tekakwithas Friede verloren, den sie früher auch in der ärgsten Verfolgung bewahrt hat. Sie bleibt zwar nach außen ruhig, aber das Leben in Ganawage ist ihr endgültig verleidet. Immer mehr denkt sie in schlaflosen Nächten an die Menschen im Gebetsdorf am Großen Strom. Dort sind alle Bewohner Christen, leben in brüderlicher Eintracht beisammen und können ungehindert ihrem Glauben folgen. Kein schlechtes Beispiel und keine Gehässigkeit heidnischer Nachbarn stört ihren Frieden.

„Dort muß ich hin!“ sagt sie sich. Sie ist am Scheideweg angekommen. Um ihrer Liebe zu Ravannijo willen wird sie die Heimat verlassen. Noch überlegt und betet

sie mehrere Tage, bis endlich der Entschluß fest und klar vor ihr steht: sie will ins Dorf des Gebetes flüchten. Nur eine Bedingung stellt sie an sich selbst: der Schwarzrock muß zustimmen, andernfalls will sie in Ganawage bleiben.

Am nächsten Sonntag wartet sie nach der Messe, bis Pater de Lamberville allein ist; dann eilt sie zu ihm und stößt erregt die Bitte heraus: „Vater, ich muß ins Dorf des Gebetes entfliehen! Hier kann ich nicht bleiben, man macht mir das religiöse Leben unmöglich.“ Bittend hebt sie die Hände. In ihren Augen liegt das Flehen der gepeinigten Seele.

Der Missionar weiß von den Verfolgungen, die man ihr bereitet hat. Ihm selbst ist bereits die gleiche Einsicht gekommen. Nachdenklich streicht er sich den Bart: „Du hast recht, Kateri. Dein Onkel würde es zwar nie erlauben, aber du bist alt genug, deinen eigenen Weg zu gehen, besonders in einer so wichtigen Sache. Ich erfuhr von einem durchreisenden Oneida, daß der Häuptling Garonjäge in einigen Tagen herkommen wird. Ihm wollen wir deine Bitte vorlegen, und ich habe keinen Zweifel, daß er die richtige Lösung finden wird. Inzwischen mußst du dein Geheimnis bewahren, sonst vereiteln deine Verwandten den Plan.“

Erleichtert atmet sie auf. Der Schwarzrock hat seine Zustimmung gegeben und dadurch ihr Vorhaben besiegelt. Sie dankt ihm und geht zufrieden nach Hause. In den folgenden Tagen arbeitet sie wie immer vom Morgen bis zum Abend und erträgt geduldig die Bosheit der Tanten. Nur der Gedanke, daß sie Jowanero verlassen muß, tut ihr weh. Sie weiß, daß der grimme Onkel ungeachtet seiner Strenge und des rauhen Wesens ihr im Grunde väterlich gesinnt ist.

Im Jahre 1676 wurde das christliche Indianerdorf von La Prairie einige Meilen stromaufwärts verlegt. Im Süden von Montreal, bei den Wirbeln und Schnellen des Sankt Lorenz, rodeten die Indianer den Fichtenwald und pflanzten ihre neuen Maisfelder. Der Ort wurde von den Franzosen ‚Sault‘ (Stromschnellen) genannt. Die Rothäute gebrauchten ihre eigene Bezeichnung, Conawage (An den Wasserwirbeln). Dieses Wort ist bis heute geblieben; die Weißen schreiben es ‚Caughnawaga‘.

Gegenüber der Insel der Reiher (Ile-aux-Hérons) hatten die Christen ihre Langhäuser am südlichen Ufer des Stromes. In der Mitte ragte das Kirchlein auf; es war dem heiligen Franz Xaver geweiht. Drei Jesuitenpatres wirkten dort als Seelsorger für etwa dreihundert Familien und für die zahlreichen durchreisenden Indianer. Das Dorf bestand zur Hälfte aus Algonkins und Huronen, zur Hälfte aus Irokesen, von denen die meisten Mohawks waren. Vier Häuptlinge – zwei Huronen und zwei Irokesen – führten die Aufsicht über die Siedlung. Einer von ihnen war Josef Ganeagowa, der Große Mohawk. Er war nun ein eifriger Katholik und lebte mit seinem Weibe in glücklicher Ehe.

Der andere Irokesenhäuptling war Ludwig Garonjage (Himmel) aus dem Stamm der Oneidas. Vor fast dreißig Jahren hatte er an der Marter und Ermordung des berühmten Missionars Jean de Brébeuf mitgewirkt.¹⁰ Er war ein kluger Mann von heiterer Gemütsart, aber hitzig und zu wilden Zornausbrüchen geneigt. Aus diesem Grund hatte er den Kriegsnamen ‚Himmel‘ erhalten; dies bedeutete in der Bildsprache der Indianer einen Mann, der bald sonnig und heiter, bald gewitterhaft

stürmisch ist. Die Bleichgesichter nannten ihn ‚Gluthaufen‘ (Cendre Chaude).

Nach seiner Bekehrung entfachte das innere Feuer nicht mehr die Flammen des Zornes: statt dessen trieb es ihn zum begeisterten Wirken für die Mission. Jedes Jahr unternahm er die weite Reise zurück ins Land der Irokesen. Dort besuchte er die größeren Siedlungen, sprach im Rat der Häuptlinge über das Glück des Glaubens und ermunterte die Einwohner, Christen zu werden. Als einer der tapfersten Kriegshäuptlinge der Kanonsoni hatte er mit seinen zündenden Worten großen Erfolg. Nach jedem seiner Besuche meldeten sich einige Männer als Taufbewerber beim Schwarzrock. Die verstockten Heiden sahen ihn ungern, konnten aber sein Kommen nicht hindern.¹¹

Im August machte er sich zur jährlichen Reise bereit. Gewöhnlich nahm er zwei Begleiter mit, die ihm beim Kanufahren und Jagen helfen sollten. Diesmal boten sich Onas und ein Hurone namens Jakob als Gefährten an. Onas und Onida hatten von der Verfolgung gehört, die Kateri in Ganawage erlitt; sie wollten ihr nun zu Hilfe kommen und sie bewegen, nach dem Gebetsdorf zu entfliehen. Als Onas mit dem Häuptling darüber sprach, begeisterte sich dieser sogleich für den Plan und versprach sein Mitwirken. —

Nach einer Reise von zwei Wochen kamen die drei Rothäute in Ganawage an. Sie stiegen erst ans Land, als es schon dunkel war. Onas eilte heimlich zum Haus eines befreundeten Christen; er wollte nicht in der Siedlung gesehen werden, damit Jowanero keinen Verdacht schöpfe. Die beiden Männer kannten einander persönlich nicht, doch hätten die Leute im Dorf die Kunde verbreiten können, daß Tekakwithas Schwager gekommen sei.

Garonjage und der Hurone gingen zum Wigwam der Mission. Pater de Lamberville war hoch erfreut über den Besuch. Er wies ihnen im Haus der Gäste ihre Lagerstätten an; dann aßen sie das Nachtmahl und hockten plaudernd um die Feuerstelle.

Als der Schwarzrock den Wunsch Kateris erwähnte, nach Caughnawaga zu fliehen, berichtete Garonjage, daß Onas zum gleichen Zweck mitgereist sei, nämlich ihr bei der Flucht zu helfen. „Ravannijo hat uns zur rechten Zeit gesandt“, meinte er. „Übermorgen, vor Tagesanbruch, fahre ich weiter zu meinem Stamm nach Onejútga. Onas und Jakob können zur gleichen Zeit mit Tekakwitha nach dem Dorf des Gebetes abreisen. Sie werden das Mädchen auf dem Wege treu behüten.“

Der Plan war bald in allen Einzelheiten geklärt und abgemacht. „Es trifft sich gut“, sagte der Pater, „daß Jowanero eben auf einige Tage zu den Holländern gegangen ist. Das erleichtert die Flucht. Ihr könnt morgen mit Kateri sprechen und ihr mitteilen, was beschlossen wurde.“

Nach dem Gottesdienst am nächsten Morgen erfuhr Kateri von Garonjage, daß die Stunde ihrer Flucht nahe sei. Er trug ihr auf, nur die warme Manteldecke mitzunehmen; alles andere solle sie zurücklassen, damit die Tanten sie nicht des Diebstahls beschuldigen könnten. Für die Verpflegung auf dem Weg würden Onas und Jakob sorgen.

Sie nahm vom Missionar Abschied und erbat seinen Segen. Er gab ihr auch einen versiegelten Brief mit, den sie bei der Ankunft in Caughnawaga dem Seelsorger, Pater Cholenec, übergeben sollte. Darin stand geschrieben: „Kateri Tekakwitha kommt in Ihre Gemeinde. Wollen Sie so gütig sein, sich ihrer anzunehmen? Sie

werden bald sehen, welch ein kostbares Kleinod wir ihnen gesandt haben. Möge sie unter Ihrer geistlichen Führung zur Ehre Gottes in der Tugend und Heiligung voranschreiten; ihre Seele ist dem Herrn sehr nahe.“ –

Kateri arbeitete den ganzen Tag, wie immer. Sie mußte sich Gewalt antun, die innere Erregung zu verbergen. Während der Nacht konnte sie kaum Schlummer finden. Ihr Herz war zum Zerspringen voll von Glück und Leid; von Glück, weil ihr nun der heißersehnte Friede bevorstand; von Leid, weil der Abschied von der Heimat sie mit Wehmut erfüllte. Sie liebte das schöne Mohawk-Tal mit seinen Hügeln, Wiesen und Wäldern und dem blauen, schäumenden Fluß. Hier hatte sie ihre Kinderjahre verbracht mit den sonnigen Stunden, die für immer in ihrem Gedächtnis bleiben würden, auch wenn die traurigen Erlebnisse längst vergessen waren.

Die Mondsichel steht noch gelb am Himmel, als aus dem nahen Wald dreimal der Schrei eines Käuzchens erklingt. Dies ist das verabredete Zeichen. Tekakwitha erhebt sich eilends, legt den Mantel um, schlüpft in die Mokassins und macht andächtig das Kreuzzeichen. Dann schleicht sie an den schlafenden Tanten vorbei zur Tür und schlüpft ins Freie. Draußen streichelt sie den Hund, der sich vom Schlaf erhoben hat, und befiehlt ihm leise, sich wieder hinzulegen. Das Tier ist enttäuscht, gehorcht aber und schaut ihr nach, bis sie hinter der Ecke des Hauses verschwunden ist.

Am dunklen Waldrand gesellen sich die beiden Männer zu ihr. Lautlos, wie Schatten, gehen sie auf dem ausgetretenen Pfad hinab zum Fluß, wo das Kanu im Ufergebüsch bereitliegt. Die Gefährten helfen ihr ins Boot, dann springen sie selbst hinein und stoßen ab. Das Was-

ser plätschert unter den kräftigen Ruderstößen, doch der rauschende Strom verschlingt das kleine Geräusch. Bald sind sie weit unten im Mohawk-Tal. Ganawage ist nicht mehr zu sehen. Vor ihnen leuchtet am östlichen Horizont der erste Schein des Morgengrauens. —

Jowanero sitzt im Warenhaus des holländischen Kaufmanns zu Skenedáde (Schenéctady, N. Y.), ihm zur Seite einige Krieger der Bärensippe von Andagoron. Auf dem rohen Holztisch stehen die Tonkrüge mit Feuerwasser. Den ganzen Vormittag haben die Männer mit dem Verkauf ihrer Biberfelle und mit Tauschhandel verbracht. Nun gönnen sie sich die wohlschmeckende Zeche, die der biedere Holländer spendet; er und Jowanero sind schon seit Jahren gute Freunde.

Durch die niedrige Tür kommt ein junger Indianer, ein Mohawk. Sein Atem geht fliegend, der nackte Oberkörper ist mit Schweiß bedeckt. Sobald der Häuptling ihn sieht, springt er auf und starrt ihn an. Der Mann kommt von Ganawage, er ist der beste Laufbote des Dorfes. „Was ist geschehen?“ ruft Jowanero.

Der Läufer tritt näher zum Tisch. „Tekakwitha ist weg“, stößt er hervor. „Seit gestern früh hat sie niemand mehr gesehen. Ihr Lager war leer; sie hat den Mantel mitgenommen. Karitha sendet mich, es dir zu melden.“

„Sie ist weg? Wohin? Mit wem?“

„Wir wissen es nicht. Garonjage war im Dorf. Gestern fuhr er nach Onejutga weiter. Ein christlicher Hurone aus dem Dorf des Gebetes kam mit ihm; er ist aber nicht mit ihm abgereist; auch er ist seit gestern früh verschwunden. Ich bin am Abend von Ganawage abgefahren und die ganze Nacht gerudert, um dir die Kunde zu bringen.“

Wie im Traum starrt Jowanero vor sich hin. „Tekakwitha ist entflohen“, knirscht er. „Sie ist auf dem Weg nach Caughnawaga!“

Er überlegt. Das Mädchen muß auf dem Mohawk bis zur Mündung des Sacandága-Baches gefahren sein. Von dort geht der Weg zu Fuß hinauf zum See der Irokesen. Noch kann sie nicht allzuweit gekommen sein, denn sie muß die Nacht über geruht haben. Wenn er sogleich aufbricht, kann er sie vor Abend noch einholen.

Plötzlich wendet er sich, greift nach seiner Flinte und dem Beutel mit Munition. Rasender Grimm packt ihn. Wehe dem Mann, der seine Tochter entführen will! „Komm mit!“ sagt er zum Laufboten. Die Freunde starren ihn wortlos an. Ohne Gruß stürzt er aus der Halle.

Zwei Stunden lang rudert er mit aller Kraft den Mohawk-Fluß hinauf; auch sein Begleiter paddelt trotz der Müdigkeit mit aller Anstrengung. Wo der Sacandága in den Strom mündet, läßt Jowanero den Mann im Kanu zurück, springt ans Ufer und stapft durch das bewaldete Tal nach Norden. Der alte Indianerpfad ist zwar eng und unregelmäßig, man kommt aber schnell voran, weil kein Dickicht die Schritte hemmt. —

Inzwischen gehen weit oben auf dem gleichen Pfad die Flüchtlinge dahin. Onas hat schon seit Stunden überlegt. Er vermutet, daß Jowanero sie verfolgen wird, sobald er in Skenedáde von der Flucht hört. Wenn seine Berechnung stimmt, wird der Häuptling noch diesen Nachmittag hinter ihnen her sein. Er bleibt stehen und gibt seine Anweisungen. Der Hurone soll mit Tekakwitha weiterwandern. Er selbst wird ein gutes Stück Weges hinter ihnen bleiben, um den Verfolger zu erspähen, falls er wirklich kommt. Wenn er ihn nahen sieht, will

er als Warnungszeichen einen Schuß abfeuern, damit Jakob und das Mädchen sich im dichten Unterholz des Urwalds verbergen können.

„Wenn du die Flinte abschießt, dann warnst du ja den Häuptling“, sagt Jakob besorgt.

„Ich will, daß er mich hört, und sogar, daß er mich sieht und mit mir spricht. Er kennt mich nicht, so besteht keine Gefahr. Tut nur genau, was ich euch gesagt habe. Ravannijo wird uns beschützen.“

Sie trennen sich. Onas ist ein kluger Jäger, aber auch ein kaltblütiger Schauspieler, wenn es die Not erfordert. Er schlendert den Pfad dahin, dreht sich immer wieder um und schaut in den Wald, als spähe er nach irgendeinem Wild.

Nach einer Stunde sieht er Jowanero herankommen. Er nimmt die Flinte hoch und schreitet seelenruhig vom Pfad ins Unterholz des Waldes. Mit dem Rücken gegen die Lichtung starrt er in die Krone eines gewaltigen Fichtenbaumes.

Als Jowanero eben vorbeistapft, legt er an und schießt. Der Häuptling, der ihn noch gar nicht bemerkt hat, fährt bei dem plötzlichen Krach herum und reißt blitzschnell sein Gewehr an die Wange. Dann senkt er es wieder. Der Bursch da drinnen im Wald schaut immer noch auf den Baum, schüttelt den Kopf und kratzt sich den Skalp. Welch ein Stümper! Er hat offenbar auf ein Eichhörnchen gezielt und fehlgeschossen. Der Mann ist ein Mohawk, aber Jowanero kennt ihn nicht.

„Ho!“ ruft der Häuptling. „Hast du das Mädchen Tekakwitha gesehen? Wandert sie auf diesem Pfad?“

Der Kerl nähert sich langsam, die rauchende Flinte in der Rechten, und schaut den Fremdling verständnislos an. „Tekakwitha?“ fragt er, „ein Mädchen? Ist sie

hier im Wald?“ Dann grinst er verlegen und sagt: „Ich bin ein guter Schütze, aber ein böser Geist hat mir ein Eichhörnchen vorgezaubert, das gar nicht dort war.“

Jowanero hat keine Zeit, sich mit dem einfältigen Jäger in ein langes Gespräch einzulassen. „Dummkopf!“ brummt er und eilt weiter. –

Kateri und Jakob haben den Schuß gehört. Sie brechen ins Dickicht der Nadelbäume und laufen durchs Unterholz, bis sie ans Ästegewirr eines gestürzten Baumes kommen. Dort verbergen sie sich hinter dem riesigen Stamm und liegen tiefgeduckt am Boden.

Einige Minuten später hastet Jowanero vorbei, kaum hundert Schritte vom Versteck. Sie bleiben liegen. Der Hurone späht durch die Zweige; Kateri zittert am ganzen Körper vor Aufregung.

Schon sind sie eine Stunde hinter dem Baumstamm gekauert. Es wird langsam dunkler. Die Sonne ist eben untergegangen, da sehen sie die Gestalt des Häuptlings auf dem Pfad zurückkommen. Er hat die Verfolgung aufgegeben. Müde, mit gesenktem Kopf, geht er dahin. Tekakwitha kann sich bei seinem Anblick nur schwer der Tränen erwehren. Der Onkel wird jetzt einsam sein und sich oft nach ihr sehnen. Wie gern hätte sie ihm sein Los erleichtert! Sie weiß es nicht, aber es ist das letztmal im Leben, daß sie ihn sieht. –

Lautlos, unbeweglich, harren die zwei in ihrem Versteck. Endlich hören sie in der Ferne den dreimaligen Schrei des Käuzchens. Jakob springt auf und antwortet mit dem Ruf der Eule. – Onas kommt den Pfad herauf. Sie gesellen sich zu ihm und wandern ungestört weiter ins Halbdunkel des abendlichen Tales, bis sie unter einer Felsplatte abseits vom Pfad einen passenden Unterschlupf finden, wo sie die Nacht verbringen können.

Am Irokesen-See (Lake George) fanden sie das starke Kanu, das sie auf der Herreise mit Garonjage zurückgelassen hatten, unbeschädigt im Versteck am Ufer. Nun ging die Fahrt auf dem berühmten Wasserweg nach Norden: vom Georg-See in den langgestreckten Champlain-See, dann den Richelieu-Fluß hinab zum Uferland des Sankt Lorenz bei Montreal. Das Wandern war mühsam und dauerte fast drei Wochen, betrug doch die Entfernung über zweihundert Meilen (330 km). Dazu mußten sie einigemal die Gefälle des Flusses umgehen, indem sie das Boot am felsigen Ufer entlang trugen. Onas ging ein paarmal auf Jagd, während Tekakwitha im Lager rastete und Jakob das Sagamite für die nächsten Tage bereitete. Sooft sie ohne Hindernis dahinfahren konnten, waren sie guter Dinge. Von Zeit zu Zeit sangen sie eine der Kirchenhymnen oder den Rosenkranz.

Onas Frau erwartete ihr viertes Kind, und er sprach immer wieder von dem frohen Ereignis. Ob das Kleine schon geboren war? „Falls es ein Mädchen ist“, meinte er, „werden wir es Kateri nennen. Das haben Onida und ich schon vor der Abreise ausgemacht. Du sollst die Taufpatin sein. Bist du einverstanden?“

Kateri nickte beglückt. Sie fühlte sich froh und ohne Furcht in der Begleitung dieser guten Männer. Je näher sie dem großen Strom kamen, umso fröhlicher wurde sie. Welch ein Trost, daß sie nun nach Herzenslust beten und mit ihren Gefährten über Gott und göttliche Dinge sprechen konnte! Kein Drohen, keine Angst mehr. –

An einem schönen Oktobertag näherten sich die müden Wanderer der Siedlung von Caughnawaga. Das Dorf lag anmutig am Ufer, umgeben von goldgelben Maisfeldern, dahinter der wuchtige Ring des Waldes, dessen Laubbäume in prächtigen Herbstfarben glühten.

Im Dorf des Gebetes

Auf dem Weg in die Siedlung begegnen die Ankömmlinge einer älteren Frau, die mit zwei kleinen Knaben zum Holz sammeln ausgeht; sie trägt das Gerüst auf dem Rücken und eine Axt in der Rechten. Plötzlich stützen die Jungen. „Rakení (Vater)!“ schreien sie schon von weitem und laufen stürmisch auf Onas zu. Er fängt sie auf und hebt einen nach dem andern hoch empor.

„Wir haben ein neues Schwesterchen!“ ruft der Kleine eifrig und beginnt, an seiner Hand zu zerren; er will ihn zum Wigwam führen und ihm das Neugeborene zeigen. Inzwischen rennt sein Bruder davon, der Mutter die freudige Nachricht zu bringen, daß der Vater zurück ist. Jetzt ist auch die Squaw nahegekommen.

Tekakwitha stößt einen jubelnden Ruf aus: „Anastasia!“ Sie eilt in die Arme der mütterlichen Freundin.

„Ravannijo sei Dank, daß du endlich da bist, mein Täubchen“, sagt Tegonhadschongo gerührt und drückt das Mädchen an sich. „Jetzt wird dich niemand hindern, mit mir zu reden; im Gegenteil, wir werden sogar zusammen wohnen. Du gehörst ja zu unserer Familie.“

Während sie noch plaudern, kommt Onida gelaufen. Atemlos, glühend vor froher Aufregung streckt sie beide Hände aus: „Willkommen, Kateri! Wie bist du doch größer geworden und stärker!“

Tekakwitha lacht: „Nicht so groß und stark wie du, liebe Schwester.“ Sie umarmen einander. Dann wendet sich Onida zu Onas und bietet ihm den feierlichen Gruß: „Ségon, skénonnon gówa (Willkommen, großer Friede

sei dir)!“ Zum Zeichen der Begrüßung legt sie nur die Hand auf den Arm ihres Mannes, denn vor den anderen Leuten darf eine Squaw den Ehemann weder umarmen noch küssen.

Einige Minuten später betreten sie den Wigwam, in dem Tekakwitha nun ihr Heim finden soll. Caughnawaga hat sechzig solcher Rindenhäuser, deren jedes zwei Familien beherbergt. Im Haus des Onas wohnt seine Familie in drei Abteilungen der einen Seite; die andere Seite gehört Anastasia und ihren beiden Söhnen, die aber in der nahen Siedlung von Loreto verheiratet sind und nur manchmal zu Besuch kommen. Neben dem Gemach Anastasias erhält Kateri ihr Abteil zugewiesen.

Tegonhadschongo ist Herrin und Mutter des Wigwams. In dem, was die gemeinsame Ordnung betrifft, fügen sich alle willig ihrem Wort. Den Kleinen gegenüber nimmt sie die Stellung der Großmutter ein.

Kein Zanken, Fluchen oder wildes Gebaren stört den Frieden der Bewohner von Caughnawaga. Sie sind eifrige Christen, die getreulich im Geist ihres Glaubens leben. Heidnische Besucher werden stets freundlich empfangen und dürfen als Gäste bei ihren Verwandten oder Bekannten wohnen; zügelloses Benehmen jedoch und vor allem das Trinken von Alkohol ist streng untersagt.

In Anastasias Wigwam fühlt sich Tekakwitha daheim. Er ist genau so einfach und roh wie jede andere Indianerbehausung, aber viel reinlicher als das Langhaus ihres Onkels. Vor allem jedoch sind die Bewohner treue Christen; ein warmer Geist der Liebe verbindet sie alle. Schon im ersten Augenblick empfindet sie die Herzlichkeit und den wohltuenden Frieden, der aus allen Gesichtern strahlt.

Die Kinder drängen sich um sie, zwei Knaben und ein

kleines Mädchen; sie wollen die Tante begrüßen. Kateri hat im Augenblick nichts, was sie ihnen geben könnte; sie verspricht aber, ihnen neue Mokassins zu machen und mit schönem Wampum zu besticken. Darüber sind sie hoch erfreut. Sie gehen mit ihr zur Ecke der Hütte, wo in der Wiege aus starker Eschenrinde das Neugeborene schläft. „Sie heißt Kateri, wie du!“ sagt der kleine Paul und schaut bewundernd auf das braune Köpfchen seiner Schwester. Tekakwitha berührt die Stirne der Kleinen mit der geweihten Medaille ihres Rosenkranzes, wie es bei den katholischen Mohawks Brauch ist. „Gott segne dich, Liebling!“ flüstert sie.

Danach wird sie von Anastasia zu ihrem Kämmerchen geleitet. Schweigend betrachtet sie die Liegestatt. Eine große Elchhaut ist über den Haufen getrockneten Moores gespannt; obenauf liegt ein Hirschfell als Überdecke. Auf dem Wandbrett stehen neue Mokassins; dort sind auch einige Felle und Tücher aufgestapelt. In der Truhe an der Wand findet sie Bastgewebe, Bänder, viel­farbigen Glaswampum und Fäden aus Rehsehnen zum Nähen. Anastasia und Onida haben diese Schätze für sie bereitgelegt. Sie kann sich der Tränen kaum erwehren; ganz arm ist sie gekommen und wird doch gleich bei der Ankunft mit allem Nötigen liebe­reich versorgt. „Wie fleißig will ich arbeiten“, denkt sie, „um mich selbst zu erhalten und auch der Familie mit dem Werk meiner Hände beizustehen!“

„Njáwen (Vielen Dank)“, sagt sie schließlich, und ein glückliches Lächeln umspielt ihre Lippen. Sie legt den Mantel beiseite und wirft sich ein leichteres Tuch über Kopf und Schultern. Dann wendet sie sich an Anastasia: „Asontaté (Bitte), ich möchte einen ersten Besuch im Wigwam des Gebetes machen.“

Anastasia führt sie durchs Dorf zur Kapelle, die aus festem Holz gebaut ist, so ganz verschieden vom Rindenhaus der Mission in Ganawage. Bewundernd steht sie vor dem Gebäude, das ihr so groß und stattlich erscheint; dann tritt sie schüchtern ein. Am Ende der Halle grüßt der einfache, aber schöne Altar, darüber das Gemälde des heiligen Franz Xaver. Die rote Lampe mit dem Ewigen Licht hängt an silbernen Ketten im Heiligtum. Kateri schreitet nach vorn zum Kommuniongitter, kniet sich hin und bleibt eine Zeit in tiefes Gebet versunken.

Tegonhadschongo eilt inzwischen zum Wigwam der Priester, um die Ankunft der jungen Freundin zu melden. Als Kateri endlich aus dem Kirchentor ins Freie tritt, ruft ihr eine wohlbekannte Stimme entgegen: „Willkommen, kleine Tekakwitha!“ Es ist Pater Fremin, dem sie vor elf Jahren im Haus des Onkels das Essen gekocht und in kindlicher Scheu dargeboten hat. Während sie ihm die Hand gibt, strahlt aus ihren Augen das frohe Kinderlächeln von damals; nur ist sie seitdem zu einem erwachsenen Mädchen herangereift. Sie ist nun einundzwanzig Jahre alt, ihre Züge tragen die scharfen Linien der Erlebnisse, die sie in den vergangenen Jahren durchgemacht hat.

„Hier kommt Père Cholenec. Er ist Häuptling der Schwarzröcke und Pfarrer des Dorfes“, sagt Pater Fremin. „Er unterrichtet die Taufbewerber und bereitet die neuen Christen auf die erste Kommunion vor. Auch du wirst bald seinen Worten lauschen.“

Kateri schaut voll Vertrauen auf den stattlichen Priester, der sie freundlich begrüßt: „Wir haben schon oft von dir gehört, Tekakwitha. Ich hoffe, daß du bei uns glücklich sein und dich zu Hause fühlen wirst.“

Sie überreicht ihm den Brief des Missionars von Gana-

wage. Er öffnet und liest ihn, dann gibt er ihn Pater Fremin zum Lesen. Die beiden tauschen beredte Blicke aus. Nun kommt auch der dritte Schwarzrock, Pater Chauchetière. „Mon Père“, sagt Fremin, „Ihr müßt unsere Freundin Kateri kennenlernen. Als wir nach dem Friedensschluß ins Land der Mohawks kamen und auf einige Tage bei ihrem Onkel wohnten, hat sie gut für uns gesorgt. Damals war sie noch ein kleines heidnisches Mädchen. Jetzt ist sie eine brave Christin, und wir wollen sie aufs beste betreuen.“

„Gott segne dich, Kateri!“ Pater Chauchetière ist der jüngste der drei Jesuiten, groß und knochig. Er spricht mit einer tiefen Baßstimme. Seine Augen sprühen noch die frohe Begeisterung des ersten Wirkens bei den Indianern. Tekakwitha schaut lächelnd zu ihm auf. Anastasia steht daneben, voll bescheidenem Stolz, wie eine Mutter, die ihr Kind zum erstenmal einem Freundesbesuch vorstellt.

Auf dem Heimweg begrüßen sie noch die alten Bekannten aus Ganawage. In jedem Wigwam wird Kateri mit unverhohlener Freude empfangen. Die Leute sind alle begierig, über ihre Angehörigen in der alten Heimat möglichst viel zu erfahren. Der Große Mohawk schüttelt ihr herzlich die Hand und spricht sie als ‚Nichte‘ an; diesen Titel geben die Häuptlinge den jüngeren Frauen, die sie besonders ehren wollen. Seine Gemahlin, die in Ganawage so viel gelitten hat, ist kaum zu erkennen: ihre Züge sind offen und heiter, das Glück der Zufriedenheit leuchtet aus ihrem Gebaren und Reden. Sie umarmt das Mädchen, und Tränen der Freude rollen ihr über die Wangen.

Müde, doch übergücklich, geht Kateri zur Ruhe. Seit sie in Caughnawaga ankam, hat sie kein finsternes Ant-

litz gesehen, kein unerfreuliches Wort gehört, keinen Zank, keinen Streit wahrgenommen. Zum erstenmal seit den fernen Tagen der frühen Kindheit fühlt sie sich wieder ganz geborgen wie ein Vöglein im warmen Nest. Mit einem innigen Dankgebet überläßt sie sich dem wohlthuenden Schlaf. —

Noch ist es draußen dunkel, da erwacht sie jählings aus dem Schlummer. Ein ungewohnter Schall hat sie geweckt. Einige Sekunden lang weiß sie nicht, wo sie ist. Dann kommt sie zum vollen Bewußtsein und lauscht gespannt. Der merkwürdige Schall dauert an. Noch nie hat sie etwas Ähnliches gehört. Es klingt gar nicht erschreckend, eher feierlich. Was es wohl sein mag?

Anastasia hat sich bereits erhoben und kommt zu ihr herüber. „Hörst du, mein Täubchen?“ fragt sie.

Kateri richtet sich auf: „Was ist es? Ein Signal?“

„Es sind die Glocken im Kirchenturm. Wir haben drei Glocken. Jeden Morgen um vier Uhr stehen die Schwarzeröcke auf, und eine halbe Stunde später läuten sie die Glocken, damit alle onkwe-onwe (Indianer), die zur ersten Messe um fünf Uhr gehen wollen, aufgeweckt werden. Die meisten freilich bleiben ruhig im Bett liegen, denn um sieben Uhr ist die zweite Messe. Um acht Uhr ist der Gottesdienst für die Kinder.“

„Kann ich zur ersten Messe gehen?“ fragt Tekakwitha und will sich erheben. Anastasia drückt sie sanft nieder. „Nein, Liebling. Du bist müde und mußt dich ausschlafen. Ich werde dich zur zweiten Messe wecken.“ Sie verläßt den Wigwam und eilt zur Kirche. Kateri sinkt aufs weiche Fell zurück, schließt die Augen und schläft gleich wieder ein.

So begann für Tekakwitha der neue und letzte Ab-

schnitt ihres jungen Lebens. Es war die Zeit des Heranreifens zum großen Ziel, das Gottes Vorsehung ihr zugedacht hatte. In rein irdischen Belangen blieb sie das einfache Indianermädchen. Wie alle anderen christlichen Rothäute jener Tage war sie des Lesens und Schreibens unkundig, lernte nichts von all den Künsten und Wissenschaften der europäischen Bildung, versah keine Ämter und Ehrenstellen. Durch die Gnade von oben und eigenes Mitwirken jedoch sollte sie das Höchste erreichen, was uns Sterblichen möglich ist: das Heldentum innerer Größe. —

Die Jesuitenpatres von Caughnawaga bildeten eine treue Gemeinschaft. So verschieden sie in ihren persönlichen Anlagen waren, verband sie die gemeinsame Berufung zur vollen Einheit im Dienst ihrer Schützlinge. Sie nahmen ihre Aufgabe wahrlich nicht leicht. Wenn auch frei von den ärgsten Entbehrungen, die sie früher unter den Heiden ertragen hatten, hielten sie doch an der harten Lebensweise der ersten Zeit fest. Sie wollten es nicht leichter haben als die Indianer der Siedlung; im Gegenteil, ihr Beispiel war ein Ansporn für alle. Gleich ihren Mitbrüdern in Frankreich erhoben sie sich schon um vier Uhr morgens vom Schlaf, widmeten sich dem Gebet, der Seelsorge und Arbeit bis in die Nacht hinein. Ihr Haus war ein Wigwam wie alle anderen Hütten des Dorfes; ihr Essen war nicht verschieden von dem der Indianer; ihre Tür stand jederzeit den Besuchern offen.

Die Schwarzröcke wußten, was ihre Aufgabe war, und sie wirkten mit zäher Geduld dem Ziel entgegen, aus dieser Siedlung einfacher und rauher Menschen ein Muster katholischen Lebens zu machen. Wie ein gewaltiges Licht sollte Caughnawaga mit seinem religiösen Eifer, seinem Frieden und Frohsinn den heidnischen Rot-

häuten zeigen, daß man ein echter Indianer und dabei doch ein treuer Christ sein könne. –

Das Tagewerk der Bewohner richtete sich nach der Sonne; hatten sie doch weder Kerzen noch Lampen, sondern nur das schwelende Feuer in der Mitte des Wigwams. Sowohl die Erwachsenen wie die Kinder kamen jeden Tag aus freien Stücken zur Messe. Sie verstanden kein Latein oder Französisch, gebrauchten auch keine Gebetbücher, da sie ja nicht lesen konnten. Die Patres hatten jedoch Lieder für eine Singmesse auf Irokesisch gedichtet und vertont, ebenso die Texte der wichtigsten Gebete. Auch die Zehn Gebote und das Credo hatten sie in Musik gesetzt.

So begleiteten die Andächtigen das heilige Opfer mit ihren Gesängen in abwechselnden Chören. Sie waren von Natur aus begeisterte Sänger, hatten ein gutes Gehör und schöne Stimmen; und da die Lieder ihnen gründliche Belehrung boten, lernten sie auf diese Art den Sinn der Messe, die Geheimnisse des Glaubens und die Gebote des Sittengesetzes immer besser kennen.

Nach der Messe machten sie sich an ihre tägliche Arbeit. Die Männer gingen auf Jagd oder Fischfang, bauten Kanus, fällten Bäume und schälten Rinde oder Bast von den Stämmen. Die Squaws mußten Brennholz sammeln, Wasser tragen, Felle schaben, Mais zerstoßen, die Mahlzeiten kochen, Kleider nähen und ihre Kleinsten betreuen. Dazu hieß es vom Frühjahr bis in den Herbst täglich in den Maisfeldern pflanzen, umgraben, jäten und vor allem bewässern. Männer, Frauen und größere Kinder schleppten das Wasser in Eimern vom Strom den steilen Abhang hinauf zur Maispflanzung, in die Bohnen- und Kürbisfelder.

Caughnawaga erntete jedes Jahr viel mehr Mais, als

die Bewohner für ihre eigenen Familien brauchten; und doch gab es oft Mangel. Die Leute hatten es sich zur Pflicht gemacht, gegen Fremdlinge die größte Gastfreundschaft zu üben. Ob Heiden oder Christen, alle Besucher wurden freundlich empfangen und bewirtet, solange sie im Ort blieben. Oft kamen ganze Gruppen von heidnischen Jägern, blieben wochenlang und taten sich gütlich an den Vorräten. In einem einzigen Jahr wurden auf diese Weise über achthundert Gäste umsonst verpflegt. Kein Wunder, daß die reiche Maisernte, an der die Bewohner so schwer gearbeitet hatten, schnell dahinschmolz, so daß vielen Familien kaum das Nötige übrig blieb. Dann halfen die Nachbarn einander getreulich aus, bis alles aufgezehrt war und sie nur noch vom Ertrag der Jagd oder des Fischfanges lebten. Im Frühsommer aß man einen Teil der unreifen Maisernte, sobald die grünen Körner mit milchigem Saft gefüllt waren. —

Die Schwarzröcke hielten oft Unterricht, besonders an Regentagen, an denen die Leute nicht in die Felder gingen. An Stelle von Büchern verwendeten sie große, farbige Bilder, die das Leben Jesu, das Wesen und Wirken der Sakramente, die Lehren des Glaubens und der Gebote darstellten. Dreimal täglich läutete die Glocke zum persönlichen Gebet: morgens, mittags und abends. Die Dorfbewohner hielten mit der Arbeit inne, beugten den Kopf und sprachen das Vaterunser. Viele Christen trugen den Rosenkranz um den Hals, wie die Heiden ihre Wampumketten trugen. Bei der Arbeit auf dem Feld oder im Wigwam sangen sie oft Marienlieder und andere Hymnen.

Von den alten Feiern des indianischen Brauchtums behielten die Schwarzröcke zwei Feste bei: das der Aussaat im Frühling und das Erntefest im Herbst. Die Saat-

körner empfangen den priesterlichen Segen, bevor das Pflanzen begann; im Oktober brachte man die Erstlingsfrüchte zum Gotteshaus, wo sie zum Zeichen der Dankbarkeit auf den Altar gelegt wurden.

So überstrahlte das Licht christlicher Frömmigkeit alles Leben und Walten im Gebetsdorf. Es drang tief in die Herzen der Gläubigen und erfüllte sie mit Edelmut, Frohsinn und Zufriedenheit. Im übrigen waren und blieben sie ‚Wilde‘, unberührt von den Einflüssen der weltlichen Kultur. Die Jesuiten konnten noch nicht beginnen, ihnen Unterricht im Lesen und Schreiben zu erteilen; damit mußten sie auf spätere Zeiten warten, bis die Indianer bereit wären, ihre primitive Lebensart aufzugeben. Vorläufig sträubten sich die Eltern dagegen, daß ihre Kinder durch solche Beschäftigungen der Weißen vom Erlernen der Hausarbeit, der Jagd und des Fischfangs abgehalten würden; auch mußten die Knaben und Mädchen den ganzen Tag fleißig bei allen Arbeiten mithelfen. Die Rothäute von Caughnawaga waren vorzügliche Christen, ohne ihre alte Lebensweise aufzugeben und ohne zuerst in die Schulen der Bleichgesichter zu gehen.

Wie ein Vöglein, das aus dem engen Käfig befreit wurde, die Schwingen breitet und jubelnd in die Lüfte steigt, so fand Kateri in der neuen Umgebung die langersehnte Freiheit, sich ganz dem Dienste Ravannijos hinzugeben. Sie tat dies in ihrer schlichten Art, ohne aus ihrem Eifer eine Schaustellung zu machen. Täglich kam sie früh zur Messe und lauschte der kurzen Predigt des Paters. Tag um Tag lernte sie neue Dinge kennen, die sie vorher nicht gewußt oder nicht klar verstanden hatte.

Von Kindheit auf an die schwere Arbeit gewöhnt,

setzte sie nun alle Kräfte ein, sich für andere abzumühen. Für sich selbst brauchte sie ja nur das Nötigste an Nahrung und Kleidung. Ihr Herz schlug in Hingabe für alle, denen sie Gutes und Liebes erweisen konnte. Sie sprach nie darüber, so daß die Mitmenschen ihre Werke der Nächstenliebe kaum abschätzen konnten. Für die Familie trug sie Wasser und Holz in den Wigwam. Niemand brauchte sie darum bitten; sie hatte stets ein Auge darauf, ob Nachschub nötig war, und ging daran, ihn zu beschaffen. Das gleiche tat sie für alte, gebrechliche Leute im Dorf, wobei sie darauf bedacht war, möglichst unbeachtet zu bleiben. Sie half Anastasia und Onida beim Kochen, Weben, Nähen und Gerben. Wenn die Kleinen im Freien spielten, führte sie die Aufsicht, damit nicht eins von ihnen dem reißenden Strom zu nahe käme.

In den spärlichen Stunden der Freizeit bestickte sie Mokassins, Wampumgürtel und Stirnbänder mit anmutigen Figuren und ungewöhnlichen Mustern. Durch diese Arbeit allein wäre sie wohlhabend geworden, wenn sie ihre Erzeugnisse zum Verkauf nach Montreal gebracht hätte, wie viele andere Squaws es taten. Sie schenkte jedoch alles weg, um der Familie, den Freunden sowie armen und alten Leuten Freude zu bereiten. Jede Bezahlung wies sie ab.

Dreimal täglich besuchte sie das Kirchlein: morgens zur Messe, mittags zur Christenlehre und abends zum gemeinsamen Singen des Rosenkranzes. Nach jedem dieser Gottesdienste blieb sie noch längere Zeit im Heiligtum zurück, in Gebet und Betrachtung versunken. Auf dem Weg durchs Dorf trug sie stets das Kopftuch tief über die Stirne herabgezogen. Daran war sie schon von Kindheit auf gewöhnt, um die schwachen Augen vor dem Sonnenlicht zu schützen. Jetzt aber diente ihr

diese Tracht auch dazu, die Seele vor Zerstreung und zwecklosem Geschwätz zu bewahren.

Anastasia, die schon so viele Jahre gründlichen Unterricht genossen hatte, half ihr beim Erlernen und Verstehen mancher Dinge, die ihr bisher noch unbekannt gewesen waren. Wenn die beiden im Wigwam beisamensaßen und nähten oder stickten, stellte Tekakwitha viele Fragen und erhielt auf alles bereitwillig Antwort. Die Sitte erforderte, daß die Herrin des Wigwams ‚Mutter‘ genannt werde. Anastasias Mann war vor Jahren im Kampf gefallen. Sie hatte zwei verheiratete Söhne, die zu ihrem Unterhalt beitrugen, jedoch in anderen Wigwams wohnten. Bei aller Glaubenstreue und Frömmigkeit war sie umsichtig und praktisch im täglichen Leben. Sie führte die Aufsicht mit entschiedener Kraft, duldete weder Unordnung noch Ungehorsam und neigte dazu, die eigenen Ansichten für die besten zu halten. Obgleich sie Tekakwitha mit Kosenamen bedachte, war sie in ihrem Einfluß oft herb und rauh. Ihr Herz war von echt mütterlicher Liebe erfüllt; sie ahnte aber nicht, daß die Seele Kateris schon herangereift war. Sie glaubte, man müsse sie führen wie die anderen Mädchen, die erst seit kurzem Christen waren und noch halb in den Fehlern und Vorstellungen des Heidentums steckten.

So begann sie, vor der Gefahr von Sünden zu warnen, die Kateri kaum dem Namen nach kannte. Eines Tages schilderte sie in grellen Farben die Bosheit und Undankbarkeit der Sünder, die furchtbaren Strafen des Fegefeuers, das entsetzliche Los der ewigen Verdammung in den Flammen der Hölle. „Das ist die Antwort des gerechten Gottes auf unsere Sünden!“ schloß sie.

Kateri war so erschüttert, daß sie zu zittern begann. Sie wandte jedes Wort der Belehrung auf sich selbst an;

was hätte sie auch anderes tun können? Tatsächlich war ihre Seele nie von schweren Vergehen belastet worden. Dies aber wußte sie nicht, und so trieb sie Anastasias erschreckende Schilderung zum Entschluß, strenge Buße zu tun für ihr ‚Laster‘, daß sie als Kind an schönen Kleidern und Wampumschmuck besondere Freude gefunden hatte.

Trotz der bitteren Reue verlor sie nie den inneren Frieden, denn sie wußte, daß Gott all ihre Fehler in der Taufe vergeben hatte. Die harte Buße, die sie sich auferlegte, beruhte nicht auf der Furcht vor Höllenstrafen, sondern auf dem Wunsch nach liebender Sühne. In diesem Geist gab sie nach jenem Gespräch plötzlich jede Zierde auf, sogar den einfachen Wampumschmuck, den auch die ärmsten Frauen in Caughnawaga trugen.

Nach der Taufe mußten die christlichen Indianer sich noch lange im Glauben bewähren, bis sie endlich zur Kommunion zugelassen wurden. Tekakwitha war zu Ostern getauft worden. Ihr Herz verlangte mit Sehnsucht nach dem Glück der ersten Kommunion. Sie erwähnte diese Sehnsucht auch einmal im Gespräch mit dem Pfarrer, Pater Cholenec, wagte aber nicht, ihn geradewegs zu bitten. Wie groß war nun ihre Überraschung, als er sie Anfang Dezember beiseite rief und ihr mitteilte, daß sie am Weihnachtstag die Kommunion empfangen könne!

Strahlendes Glück überströmte ihr ganzes Wesen. Sie bereitete sich mit großer Sorgfalt vor; statt dreimal ging sie nun fünfmal täglich zu einem Gebetsbesuch in die Kirche. Sie fastete jeden Mittwoch und Freitag bis zum Abend; die Mahlzeiten, die sie sich vom Mund absparte, brachte sie kranken Leuten im Dorf. Sie arbeitete

fleißiger denn je, stickte und nähte, damit sie zum großen Festtag die Freude auch mit anderen teilen könne.

Am Heiligen Abend ging sie zur Beichte. Sie war so erschüttert vom Bewußtsein der eigenen Unwürdigkeit und der unendlichen Güte Ravannijos, daß sie kaum sprechen konnte und schließlich in leises Schluchzen ausbrach. Daheim richtete sie ihre guten Kleider her, die aber so einfach und ärmlich waren, daß Onida ihr aus dem eigenen Vorrat die besten Stücke anbot. Kateri lehnte ab, ließ sich aber bewegen, statt ihres braunen Schultertuches eine neue blaue Decke von der Schwester zu borgen.

„Und wie steht's mit dem Schmuck?“ fragte Onida. „Du hast schon lange keinen getragen, aber zur heutigen Feier mußt du dich mit dem Schönsten zieren, das wir im Wigwam haben.“

„Ich glaube, es ist besser, wenn ich auch heute keinen Schmuck trage“, meinte Kateri. „Ravannijo gibt nichts auf den äußeren Aufputz.“

Nun mischte sich auch Anastasia ein. „Sei nicht so bockig“, sagte sie ungeduldig. „Es ist mir ganz recht, daß du dich sonst nicht schmücken willst; aber heute nacht sollst du den Herrn deiner Seele zum erstenmal empfangen. Ich finde es gehörig, daß du ihm zu Ehren den besten Wampumschmuck anlegst.“

Tekakwitha lächelte verlegen, dann erwiderte sie treuherzig: „Ach, Mutter, die Liebe zu Jesus braucht keine Wampumperlen. Er hat ja auch keinen Schmuck getragen, als er aus Liebe zu uns am Kreuze starb.“

Anastasia wiegte hilflos den Kopf und wußte nicht, was sie sagen sollte. Woher das Mädchen nur diese plötzlichen Einfälle hatte, auf die selbst ihre Lehrerin keine Antwort fand?

So empfing Tekakwitha ohne jeden äußeren Schmuck die Kommunion in der Mitternachtsmesse. Sie trug jedoch, der christlichen Sitte gemäß, den Rosenkranz um den Hals. Der Kinderchor sang jubelnde Weihnachtslieder, vom Turm klangen die Kirchenglocken, und in ihrer Seele leuchtete die sakramentale Gegenwart des Herrn, den sie mit der ganzen Kraft ihrer Liebe willkommen hieß. —

Die zweite Kommunion durfte sie leider erst zu Ostern empfangen. Danach aber sollte sie ungehindert zum Tisch des Herrn treten, sooft sie wollte; nach damaligem Kirchenbrauch konnte man die Kommunion gewöhnlich nur an Sonntagen empfangen.

Sie verbrachte den Weihnachtstag wie im Traum. Den ganzen Vormittag war sie in der Kirche, ganz im Betrachten und Danksagen versenkt. Am Nachmittag besuchte sie ihre Freunde, die Kranken, Armen und Alten. Sie brachte jedem ein Weihnachtsgeschenk, das sie selbst gefertigt hatte, machte ihnen die Betten zurecht und erheiterte sie mit liebenswürdigem Plaudern. Als es dunkel wurde, kehrte sie wieder zum Gotteshaus zurück und verbrachte das letzte Stündchen des großen Festtages in seligem Zwiegespräch mit Ravannijo. —

Nach den Feiertagen verließen Männer, Frauen und Kinder Caughnawaga und wanderten in die Wälder des südlichen Berglandes, wo die Adirondacks ihre Wigwams hatten. Die Siedlung lag einsam und verlassen, nur die Schwarzröcke sowie die siechen und alten Leute blieben zurück. Die Patres nahmen sich der Hilfbedürftigen an; im übrigen verbrachten sie die drei Monate in stiller Sammlung, widmeten sich dem Gebet und Studium. Sie schrieben ihre langen Berichte über die Mis-

sionsarbeit an ihre Oberen in Europa und machten Pläne für das neue Arbeitsjahr.

Was war der Grund, daß die Bewohner davongingen? Sie folgten der alten Gewohnheit ihrer Vorväter, zur Zeit der schweren Schneefälle auf die ‚große Jagd‘ aus-zuziehen. Von Anfang Januar bis Ende März lebten sie mit ihren Familien in Reisighütten tief in den Wäldern. Die Männer verfolgten auf ihren Schneeschuhen die Hirsche, Rentiere und Bären, die zu dieser Zeit fast wehrlos waren, da sie immer wieder im tiefen Schnee der Lichtungen einsanken und steckenblieben.

Den Ertrag der Winterjagd bildete die reichliche Fleischnahrung, die ihnen sehr zustatten kam; auch erbeuteten sie viele kostbare Pelze, die zur kalten Jahreszeit dicker und wärmer waren als im Sommer.

In Gruppen aufgeteilt, schlugen sie an verschiedenen Stellen ihre Lager im Urwald auf. Die Männer jeder Gruppe jagten miteinander und teilten das Fleisch unter ihren Familien auf; ebenso wurden die Pelze der Groß-tiere den einzelnen der Reihe nach zugesprochen, so daß jeder seinen Anteil erhielt. Die Squaws blieben im Lager, zerschnitten die Tierleiber, kochten die Mahlzeiten, schabten die Häute von allen Fasern rein und trockneten sie über dem prasselnden Feuer. In den freien Stunden nähten und stickten sie oder gingen zum nahen Bach fischen.

Wie ihre heidnischen Stammesgenossen, so freuten sich auch die christlichen Indianer des jährlichen Winterlagers. Der Aufenthalt in der Wildnis brachte ihnen Abwechslung und Abenteuer. Freilich lebten sie nicht so ungebunden wie die Heiden, die sich dem Trunk und anderen Lastern hingaben und oft miteinander stritten. Sie beteten gemeinsam das Morgen- und Abendgebet und san-

gen ihre Hymnen, besonders die Weihnachtslieder, die sie so lieb gewonnen hatten, daß die Schwarzröcke ihnen erlaubten, sie bis Ostern zu singen.

Kurz vor dem Palmsonntag kamen sie dann aus allen Richtungen nach Caughnawaga zurück, erfrischt und gestärkt durch die gesunde Waldluft und die kräftige Fleischkost. Das Dorf erwachte aus seinem Schlummer der Einsamkeit, in allen Häusern brannten wieder die Feuer, die Kirche füllte sich und widerhallte vom Klang der Gesänge wie zuvor.

Tekakwitha war mit dem Leben im Winterlager vertraut, hatte sie doch mit Jowanero und den Tanten oft an der großen Jagd teilgenommen. Sie wäre aber gern daheimgeblieben, um das tägliche Meßopfer nicht zu missen. Welche Freude wäre es auch gewesen, die ganze Zeit den Leidenden zu widmen, während die Gesunden abwesend waren! Onida und Anastasia bestanden jedoch darauf, sie müsse mitkommen. So fügte sie sich ihrem Wunsch und unternahm mit der ganzen Familie den langen Marsch ins ferne Jagdgebiet.

Die große Erkenntnis

Es ist bitter kalt in den Wäldern der Adirondacks. Die Hütten der Jäger von Caughnawaga stehen in einer Lichtung; hinter dem Forst ragen im Halbkreis die Berge zum Himmel auf. Ein Bächlein fließt nahe am Lager vorbei und ergießt sich eine Meile weiter unten in den klaren, fischreichen See, der seit einigen Wochen zugefroren ist.

Sieben Familien sind auf dem Fluß, den die Franzosen Chateaugay (*Schatogé*) nennen, heraufgewandert, haben ihre Vorräte in Schlitten übers Eis geschleppt und hier oben ihr Winterlager gebaut. Die Wigwams gleichen den Häusern der Siedlung, sind aber niedriger und einfacher, mit Birkenrinde bekleidet und mit Reisig bedeckt. Der Blizzard (Wintersturm) hat sie mit Schneewehen überschüttet. Im Innern ist es gemütlich warm.

Onas mit Weib und Kindern, Anastasia und Tekakwitha, die zwei Söhne Anastasias mit ihren Angehörigen und noch drei andere Familien gehören zu dieser Jagdgruppe. Ihre Wigwams stehen nebeneinander; Squaws und Kinder sind unter Tags bald in der einen, bald in der anderen Hütte beisammen. Vom Morgen bis zum Abend brennt das Feuer. Sobald es draußen licht wird, verrichten die Bewohner jedes Wigwams zusammen das Morgengebet. Dann bereiten die Frauen ein ausgiebiges Frühstück von Fleisch, Fisch und Sagamite, das den Männern bis zum Abend ausreichen muß. Nachher wandern die Jäger auf ihren Schneeschuhen in den Wald. Oft folgen sie stundenlang den Spuren eines Elchs

oder Hirsches; manchmal stoßen sie unversehens auf Rehe oder Waschbären; nur selten zeigt sich ein Bär oder Rentier. Am Abend kommen sie mit dem erlegten Wild ins Lager zurück, erschöpft und hungrig von den Mühen des Jagens und Schleppens. Sie essen ihr zweites Mahl, rauchen und plaudern eine Weile, dann geht nach dem gemeinsamen Abendgebet die ganze Familie zur Ruhe.

Am nächsten Vormittag, während die Männer wieder auf Jagd sind, müssen die Squaws das Wild abhäuten, das Fleisch zerschneiden, die Felle schaben und trocknen. Die eßbare Jagdbeute wird an alle sieben Familien nach der Zahl der Mitglieder gleichmäßig verteilt. Da sie gegen vierzig Personen sind, bedarf es einer beträchtlichen Menge von Fleisch; außerdem muß genügend Vorrat aufgespart werden für die Tage, an denen die Jäger nichts erbeuten, sowie für die Sonntage, an denen nicht gejagt wird. —

Tekakwitha ist schon frühzeitig auf den Beinen. Sie eilt auf dem ausgetretenen Schneepfad hinab zum Bach, um Wasser zu holen; dann hilft sie beim Kochen der Mahlzeit und geht hernach mit den Kindern auf Suche nach dünnen Ästen, die sie von den Bäumen hackt und in kleinere Stücke schlägt. Erst um die Mittagszeit, wenn die Arbeit der Squaws vollendet ist und die Felle hoch über dem Feuer zum Trocknen aufgehängt sind, ist sie frei und kann ein Stündchen nach eigenem Belieben verbringen. Die Kinder und die meisten Squaws haben sich zu einer Ruhepause auf die Betten gelegt und fallen bald in Schlummer.

Um diese Zeit wandert sie allein in den Wald. Am Ufer des Baches hat sie in der Nähe des Pfades unter einigen großen Tannen einen Schlupfwinkel gefunden,

wo sie völlig einsam und allein ist. Die Äste hängen bis zum Boden hinab und bilden eine kleine, verborgene Zelle, in der sie sich dem Gebet widmen kann. Mit dem Messer hat sie ein Kreuz in den Stamm einer Tanne geschnitten. Dort kniet sie nun im Schnee, die Hände über die Brust gekreuzt, unbeweglich wie eine Statue. Ihre Lippen bewegen sich im Zwiegespräch mit Ravannijo; von Zeit zu Zeit schaut sie auf und heftet den Blick aufs Kreuz. Eine ganze Stunde verbringt sie in dieser Andacht, ohne der eisigen Kälte zu achten, die ihren Körper peinigt und die Glieder lähmt.

Die Frauen im Wigwam haben keine Ahnung von dieser täglichen Gebetsübung Kateris, denn sie schlüpft erst davon, wenn die meisten schon schlafen, und kehrt zurück, bevor sie aufwachen. Wenn die eine oder andere sie weggehen sieht, macht sie sich keine Gedanken darüber; warum soll das Mädchen nicht lieber im Freien herumwandern, statt im rauchigen Wigwam zu bleiben!

Endlich erhebt sich alles vom Lager. Die Kinder, vom Schlummer erquickt, laufen hinaus und tollern mit den Hunden im Schnee; die Squaws greifen nach ihrer Handarbeit, hocken ums Feuer und beginnen zu sticken und zu nähen. Kateri schneidet Löffel, Schalen und kleine Schachteln aus Eschenholz; sie hat besonderes Geschick für solche Arbeit, und jedes ihrer Stücke ist von vollendeter Form, auch mit kunstvollen Schnitzereien geziert.

Diese ruhigen Stunden sind den Frauen die liebste Zeit im täglichen Leben des Winterlagers. Während die Finger emsig mit Stickern, Nähen oder Schnitzen beschäftigt sind, rühren sich die Zungen in ausgiebigem Geplauder. Die Indianerinnen lieben ungezwungenes und lebhaftes Geschwätz. —

Es dauerte nicht lange, so begannen die Weiber der Familie und andere Squaws im Lager auf Tekakwitha einzureden, sie solle sich verheiraten; war sie doch schon über zwanzig Jahre alt, und mancher der jungen Männer von Caughnawaga hätte ihr mit Freuden die Hand zum Ehebund gereicht.

Die Frauen meinten es gut mit Kateri. Brauchte sie nicht wie jedes andere christliche Mädchen einen braven Mann, der sie mit Nahrung, Kleidung und allem übrigen Unterhalt versorgen würde, der in treuem Zusammenleben mit ihr das tiefe Sehnen des Herzens nach Liebe und Hingabe erfüllen konnte? Daß ein Mädchen aus Liebe zu Gott jungfräulich bleiben könne, davon wußten sie nichts; im Gegenteil, sie waren überzeugt, eine gute, christliche Ehe sei für das Glück und Seelenheil der Gläubigen unentbehrlich, von Gott gewollt und von der Kirche auferlegt, wo immer möglich. Die Priester, so dachten sie, seien die einzigen, die um Gottes willen ehelos blieben; daß es auch Nonnen gibt, wußten sie nicht.

Kateri selbst hatte noch nie von der freiwilligen religiösen Ehelosigkeit unter Frauen gehört. Sie wußte nur, daß eine innere Stimme, die von Gott zu kommen schien, ihr die Neigung zur Ehe verwehrte. Diesem Zug, der sie schon von früher Jugend an geleitet hatte, folgte sie mit dem sicheren Instinkt ihres Herzens. Sie litt oft Seelenqual und Kummer, wenn die Freundinnen ihr ernst und ehrlich zuredeten, sie solle sich dem Willen Gottes fügen und eine Ehe eingehen.

Natürlich hatten die Squaws auch ihre eigenen praktischen Gründe für dieses Drängen. Tegonhadschongo hätte es gern gesehen, daß Kateri einen jungen Mann aus ihrer Verwandtschaft heiratete; eine solche brave, tüchtige Frau konnte man sonst nicht leicht finden. Onas

und Onida machten sich Sorgen, wie sie außer ihren eigenen Kindern auch noch für Tekakwitha aufkommen könnten, besonders in späteren Jahren, wenn Alter und Krankheit sich einstellen würden. Onida erwähnte dies eines Tages im Gespräch. Kateri horchte schweigend auf ihre Worte; dann sagte sie ruhig: „Der Gedanke, daß ich ohne Heirat arm und unversorgt wäre, schreckt mich nicht, liebe Schwester. Meine Handarbeit wird immer ausreichen, mir ein wenig Nahrung und Kleidung zu verschaffen, und mehr verlange ich nicht.“

„Das Mädchen ist mir ein Rätsel“, klagte Anastasia manchmal. „Sie ist doch so fromm und brav in allem. Warum ist sie so trotzig, wenn es ums Heiraten geht? Sie könnte eine glückliche Squaw und Mutter sein, könnte ihre Kinder zu gläubigen und tüchtigen Menschen heranziehen. Durch die Ehe wäre sie vor allen Gefahren geschützt und mit allem Nötigen versorgt. Was ist nur mit ihr los? Ich muß einmal mit dem Schwarzrock sprechen, daß er ihr den Kopf zurechtsetzt.“

Eines der Weiber im Lager war nicht so gutwillig und liebevoll wie Anastasia. Sie litt an unvernünftiger Eifersucht und ließ sich dadurch zum Verdacht gegen Tekakwitha hinreißen. Ihr Mann, ein guter, fröhlicher Mensch, war nach ihrer Ansicht viel zu freundlich mit allen Squaws, auch mit Kateri. Sie verdächtigte ihn einer heimlichen Zuneigung, und diese Vermutung wurde noch bestärkt, als sie bemerkte, daß das Mädchen täglich allein im Wald verschwand. Ob vielleicht ihr Mann da draußen mit ihr ein Stelldichein hatte?

Zum Glück behielt sie den Verdacht bei sich. Sie nahm sich aber vor, in der Siedlung mit dem Pfarrer zu reden und ihn zu bitten, er solle Tekakwitha warnen. Inzwischen färbte der ungerechte Verdacht alles, was sie sah

und hörte. Wenn der Mann gelegentlich mit Kateri plauderte, wie er es mit allen anderen Weibern tat, glaubte sie sogleich eine Art von Verliebtheit zu bemerken. Hätte Tekakwitha eine Ahnung gehabt, wie sie verdächtigt wurde, sie wäre gewiß nicht so seelenruhig in den Forst gegangen, um dort stundenlang im verborgenen zu beten.

Kurz vor dem Palmsonntag wanderte die Gruppe nach Caughnawaga zurück. Gleich am nächsten Tag ging die eifersüchtige Frau zu Pater Choleneq und erzählte ihm vom Verdacht gegen Tekakwitha. Sie bat ihn, das Mädchen vor weiteren Unklugheiten zu bewahren, indem er ihr die Gefahren eines solchen leichtsinnigen Umganges vor Augen stelle. Der Priester war höchst erstaunt und betroffen. Er forschte nach den Gründen des Verdachtes und fand, daß die Squaw keine klaren Beweise hatte. Andererseits konnte es doch möglich sein, daß Kateri, ohne an etwas Schlechtes zu denken, dem Reiz einer besonderen Freundschaft mit diesem Jäger erlegen war. Nach dem Gottesdienst rief er sie beiseite und brachte das Gespräch auf die Gefahr, daß ein verheirateter Mann durch Freundschaft mit einer anderen Frau nicht nur das Eheglück, sondern auch das eigene Seelenheil aufs Spiel setzen könne.

Sie hörte ruhig und ehrfurchtsvoll zu, wie immer, hatte aber keine Ahnung, warum der Pater von diesen Dingen sprach. Als er geendet hatte, schwieg sie, um auf die weitere Erklärung zu warten. Er schaute sie prüfend an. Schließlich sagte er: „Kateri, bist du dir nicht bewußt, daß du in dieser Sache vielleicht unklug gehandelt hast – draußen im Winterlager?“

Ihr Schreck über diese Verdächtigung war so groß, daß

sie am ganzen Körper zu zittern begann und heftig erötete. Wenn sie nur wüßte, was der Schwarzrock meinte!

Ohne Erregung, aber mit ruhiger Entschiedenheit fuhr der Priester fort: „Es tut mir leid, doch als dein Pfarrer und Seelsorger muß ich dir einige Fragen stellen. Ich bin sicher, daß du sie mir in aller Wahrheit und Ehrlichkeit beantworten wirst. – Bist du nicht im Lager fast jeden Tag allein in den Wald gegangen?“

Sie schaute erstaunt auf, dann senkte sie den Blick und sagte leise: „Ja, Vater.“

„Hast du nicht versucht, dich heimlich wegzuschleichen, damit die anderen Squaws nichts davon merken?“

Nun begann sie, den Verdacht zu ahnen. Ihr wurde ganz übel vor Scham und innerem Widerwillen. Doch sie beherrschte sich und erwiderte einfach: „Ja, Vater.“

Der gute Pater erschrak. Also hätte die Squaw doch recht gehabt? Er fragte: „Kateri, hast du dich im Wald mit jemandem getroffen und mit ihm gesprochen?“

Sie zögerte einen Augenblick. Es war ihr überaus peinlich, aber das süße Geheimnis der schönsten Stunde des Tages mußte nun ans Licht kommen, da es zum Anlaß eines niedrigen Verdachts geworden war. Mit großen, feierlichen Augen schaute sie den Pater an und sagte: „Ja, Rakeni, ich habe im Wald mit jemand gesprochen; aber nicht mit einem Menschen, sondern mit Ravannijo.“ Dann barg sie den Kopf in die Hände und brach in Schluchzen aus.

Es brauchte einige Zeit, bis sie sich endlich beruhigte und dem Schwarzrock in aller Einfalt von ihrer täglichen Gebetsstunde im Wald berichten konnte. Der Verdacht gegen ihre Ehre und sittliche Lauterkeit brannte ihr aber so peinvoll in der Seele, daß sie mit den Worten schloß: „Vater, du kannst einen Mann ins Lager hinaussenden,

damit du weißt, daß ich die Wahrheit sage. Er wird das Kreuz finden, das ich in den Baumstamm geschnitten und vor dem ich gebetet habe.“

Pater Choleneq war zutiefst getroffen. Wie unrecht hatte man Tekakwitha getan! Er tröstete sie und wies darauf hin, daß der Verdacht nicht aus Bosheit, sondern aus echter Sorge entstanden sei. Eine einzige Squaw habe Mißtrauen geschöpft, aber zu niemand anderem davon gesprochen. Er werde ihr ganz entschieden klarmachen, daß die Vermutung irrig gewesen sei.

Kateri dankte ihm, dann ging sie in die Kirche zurück und blieb lange im Gebet vor dem Altar. Sie beschloß, nie wieder ins Winterlager zu gehen, sondern in Caughnawaga zu bleiben, auch wenn sie nur ein wenig Sagamite zur Nahrung hätte und Hunger leiden müsse. —

Eine Woche später feierten die Jesuiten mit ihren Gläubigen die Tage der Karwoche. Kateri hatte bisher noch nie an den ergreifenden Zeremonien teilgenommen, die das Leiden, den Tod und die Grabesruhe des Erlösers darstellen. Der Eindruck auf ihre empfängliche Seele war so tief, daß sie von nun an immer wieder das Leiden des Herrn betrachtete, die Werke der Buße vermehrte und auch für die Laster ihres Volkes demütige Sühne leistete. Anastasia hatte ihr erklärt, daß die christlichen Irokesen viel mehr Buße tun müßten als andere Christen, weil sie vor der Taufe Gott so schwer beleidigt hätten, und weil die heidnischen Volksgenossen immer noch in ihren Lastern und Sünden dahinlebten: „Wenn wir unser Volk lieben, müssen wir ohne Unterlaß für unsere heidnischen Brüder beten und Buße tun.“ Diese Worte waren wie Saatkörner ins Herz Tekakwithas gedrungen und hatten begonnen, Wurzeln zu schlagen.

Am Ostersonntag ertönte der frohe Klang der Kirchenglocken durch die ganze Siedlung. Die festlich gekleideten Rothäute füllten das Gotteshaus, wo der Altar im Blumenschmuck und Lichterglanz strahlte und die Chöre ihre jubelnden Osterlieder sangen. Während des Hochamtes empfing Kateri die zweite Kommunion ihres Lebens. Als Anastasia sie am Abend fragte, welches Ostergeschenk sie Ravannijo dargebracht habe, erwiderte sie schlicht und scheu: „Ich habe meine Seele dem Herrn im heiligen Sakrament geschenkt und meinen Leib dem leidenden Christus am Kreuz.“

Am letzten Sonntag im April (1678) steht Tekakwitha auf dem Uferhügel am Sankt Lorenz und schaut hinaus über den Strom, dessen Gewässer in schäumenden Wirbeln dahinrauschen. Ein linder Frühlingshauch streicht über die Landschaft – der Frühling kommt spät in diesem Jahr. Die Laubbäume tragen den zartgrünen Schleier der jungen Knospen, die vor kurzem aufgesprungen sind. Am Abhang der Uferböschung blühen die Veilchen und Primeln im frischen Gras.

Unter dem großen Holzkreuz, das auf der Anhöhe aufragt, sitzt eine junge Frau. Sinnend schaut sie vor sich hin, und von Zeit zu Zeit heften sich ihre Blicke auf das Mädchen, das ganz in der Nähe am Rande des Uferhügels steht. Schließlich erhebt sie sich und kommt auf Kateri zu.

„Segon!“ sagt sie freundlich. Tekakwitha erwidert den Gruß mit frohem Lächeln. Sie kennt die Squaw vom Sehen, hat aber noch nie mit ihr gesprochen. Nach der Kleidung und Haartracht scheint sie zum Stamm der Oneidas zu gehören.

„Mein Name ist Therese Tegaiagonta. Ich bin erst

achtundzwanzig Jahre alt, aber schon eine Witwe. Auf der Winterjagd erkrankte mein Mann im Wald der großen Bäume am Ottawa-Fluß; er starb in der Wildnis, und ich begrub ihn dort. Jetzt wohne ich hier bei meiner Schwester und ihrem Gemahl. Wir sind aus dem Stamm der Oneidas. Pater Bruyas hat mich getauft.“

„Ich bin Kateri Tekakwitha, aus dem Stamm der Mohawks.“

Die Squaw unterbricht sie: „Ich weiß es; man hat mir von dir erzählt. Könnte ich mit dir sprechen? Ich brauche deine Hilfe; du wirst mich gewiß verstehen und mir deinen Beistand geben.“

Kateri nickt: „Komm, setzen wir uns zum Kreuz hin! Gern will ich für dich tun, was ich kann; ich fürchte aber, es wird wenig sein, denn ich bin ungeschickt und langsam wie eine Schildkröte.“ Sie lächelt verlegen, wie sie es immer tut, wenn jemand ihr etwas Besonderes zutraut.

„Höre mich nur an, Tekakwitha“, bittet Therese. „Ich will dir alles erzählen. Dann wirst du schon sehen, ob du mir helfen kannst.“

Sie hocken sich ins Gras am Fuße des Kreuzes. Tega-iagonta starrt ein Weilchen stumm vor sich hin, dann beginnt sie zögernd zu sprechen; bald aber treibt die innere Erregung sie an, so daß der Fluß ihrer Rede schnell dahinströmt.

Sie berichtet, wie sie nach der Taufe durch den Einfluß ihrer heidnischen Verwandten und Freunde allmählich lau wurde, die Sakramente vernachlässigte und schließlich der Trunksucht unterlag. „Du weißt“, sagt sie, „daß die Heiden alles tun, um uns vom Glauben abtrünnig zu machen. Ich war nicht so stark wie eine Freundin von mir, die sich die Lippen blutig biß und wie eine Wild-

katze gegen die Männer focht, die ihr mit Gewalt den Schnaps in den Mund schütten wollten. Ich gab nach und verfiel dem Laster. Ich gehörte sogar zum Geheimbund des Schwarzen Tanzes; wir berauschten uns und taten die wildesten, schlechtesten Dinge, an die ich mich aber zum Glück kaum erinnern kann, weil ich so betrunken war. Fast hätte ich meinen Glauben aufgegeben und wäre wieder Heidin geworden.“

Kateri bebt. Wie gut versteht sie dieses arme Mädchen, weiß sie doch aus eigener Erfahrung, was die Heiden alles versuchen, um die Christen zum Verrat an ihrer Religion zu bringen.

Therese fährt fort: „Mein Gewissen ließ mir keine Ruhe. Als vor drei Jahren meine Schwester mit ihrer Familie nach dem Dorf des Gebetes auswanderte, überredete ich meinen Mann, daß wir mitgehen sollten. Er stimmte zu, obwohl er ein Heide war. Gleich nach der Ankunft ging ich zur Beichte und wollte ein neues Leben beginnen. Ich konnte aber meine Trunksucht nicht aufgeben. Mein Gemahl beschaffte sich Schnaps, und wir tranken heimlich im Wigwam. Ich wurde wieder lau im Glauben. So lebte ich viele Monate dahin.

Vor zwei Jahren gingen wir auf die Herbstjagd. Ich nahm das Söhnchen meiner Schwester mit; wir wanderten hinauf in die Urwälder am Ottawa. Der Schnee kam ungewöhnlich spät, schon war es Winter und noch immer keine Beute in Sicht. Auf dem Weg schlossen wir uns einer Jagdgruppe von Mohawks und Senecas an und drangen weiter vor in die Wildnis. Bald begannen wir, schrecklich Hunger zu leiden. Es schien, als wäre alles Wild in andere Gegenden ausgewandert. Wir kochten und zerkauten einige Felle, aus denen ich Mokassins machen wollte; dann aßen wir auch die überzähligen

Fellschuhe, die ich bereits gemacht hatte. Schließlich nährten wir uns von Wurzeln und Bast, so gut wir konnten. Mein Mann wurde schwer krank. Ich blieb bei ihm, während die Jäger auf Suche nach Tieren weitergingen. Zwei Tage später starb mein Gemahl. In seiner letzten Stunde bereute er es bitter, daß er nicht Christ geworden war. Ich begrub ihn und wanderte weiter; das Büblein, das nicht mehr laufen konnte, trug ich auf dem Rücken. Halb wahnsinnig vor Hunger wankte ich durch den Schnee. Der Kleine auf meinen Schultern wurde immer schwächer. Ich gab ihm etwas Bast zu essen, einige vertrocknete Beeren und Blätter, die ich im Wald aufstöberte.

Nach ein paar Tagen stieß ich auf die Jagdgruppe. Sie hatten kein Wild gefunden und waren selber dem Verhungern nahe. Das Kind, zum Skelett abgemagert, starb ebenfalls; ich fand es eines Morgens tot auf seinem Lager, betete über der Leiche und begrub sie. Dann stolperten wir verzweifelt weiter. Immer öfter hefteten sich die Blicke der vier Männer auf mich. In ihren Augen glühte das Feuer des Wahnsinns. Ich fühlte, wie sie kaum warten konnten, bis ich zusammenbrach. Dann hätten sie mich getötet, um an meinem Fleisch den äußersten Hunger zu stillen und ihr Leben zu retten. Du weißt ja, daß unsere heidnischen Jäger im verzweifelten Notfall dies schon öfters getan haben.

Mich befiel eine entsetzliche Angst, daß ich mit meinen ungesühnten Lastern und in all meinen Sünden vor den Richterstuhl Gottes treten müsse. ‚O Sevannijo‘, flehte ich in meinem Herzen, ‚helf mir, daß ich lebendig in die Siedlung zurückkehre! Ich will eine gute Beichte ablegen, meine Laster aufgeben und strenge Buße tun für alle Sünden des vergangenen Lebens.‘

Noch am gleichen Tag sah ich Spuren im Schnee und rief den Männern zu, die eine Strecke vor mir dahinschwankten. Sie folgten den Stapfen und kamen bald auf einen Wolf, der sich mühsam bewegte; er war selber halbtot vor Hunger. Sie erlegten ihn, und nach drei Wochen der furchtbaren Hungersnot hatten wir wieder zu essen. Um die Mitte Januar kamen wir nach großen Mühen glücklich im Gebetsdorf an. Die Leute erkannten uns kaum, wir waren so ausgemergelt.

Ich ging zur Beichte und bekannte meine Sünden. Die gründliche Änderung und die Buße, die ich Gott versprochen hatte, unternahm ich jedoch nicht. Ich bin so unbeständig und vergnügungssüchtig, daß ich immer wieder in meiner Lauheit dahinglebe und meine guten Vorsätze auf die Zukunft verschiebe. Nun ist es schon über ein Jahr seit jenem Erlebnis; ich muß endlich anfangen, mein Versprechen zu halten und Buße zu tun. Allein kann ich es nicht ausführen; ich bin zu schwach. Hilf mir Kateri, ich bitte dich innig darum! Wenn ich bei dir ständige Aufmunterung und Stütze finde, werde ich meinen Vorsätzen treu bleiben können.“ – Sie schluchzt auf. Auch Tekakwitha hat Tränen in den Augen.

„Wir werden zusammen Buße tun, Therese“, sagt sie schließlich, legt ihren Arm um die Schulter der Freundin und drückt sie liebevoll an sich. Es bedarf keiner weiteren Worte. Schweigend sitzen sie unter dem Kreuz und schauen hinaus auf den gewaltigen Strom.

So begann eine Freundschaft, die beiden zu großem Segen gereichte. Unter dem ruhigen, starken Einfluß Kateris wurde Therese treu und eifrig im Glauben, beständig in der Buße und heiter im Gewissen. Andererseits gewann Tekakwitha eine Gefährtin, die ihre Einsamkeit

belebte, ohne sie von Gott und göttlichen Dingen abzuziehen. Therese war lebhaft und kräftig, hatte einen sprudelnden Sinn für Unterhaltung und Humor, und ihr Wesen bildete ein gutes Gegengewicht gegen die fast ängstliche Scheu Kateris. Bald waren sie unzertrennlich. Sie gingen zusammen zur Arbeit ins Maisfeld, beteten miteinander und besprachen ihre geistlichen Pläne. —

Im Sommer 1678 machte Tekakwitha den ersten Besuch in Ville-Marie, wie die Siedlung von Montreal zu jener Zeit genannt wurde. Eine Gruppe von Squaws aus Caughnawaga fuhr in zwei Kanus den Sankt Lorenz hinab, bis sie nach einigen Stunden bei den Häusern der Bleichgesichter ankamen. Der Ort zählte damals etwa tausend Einwohner. Eine gute Strecke hinter der Stadt ragte der einsame Mont Réal (Königsberg) aus dem Wald empor.

Die Irokesinnen brachten ihre Handarbeiten zum Verkauf. Auch Kateri hatte gestickte Mokassins, Felltücher und Gürtel. Den Erlös wollte sie an Onas für den Unterhalt der Familie abliefern. Mit ihren Bündeln auf dem Rücken wanderten die Squaws durch die Sankt-Paul-Straße, die vom Hafen aus das ganze Städtchen durchkreuzte. Während die anderen Frauen ihre Waren sogleich zum Marktplatz trugen, gingen Kateri und Therese zuerst zum Hôtel-Dieu (Spital). Sie hatten gehört, daß dort eine Anzahl weißer Squaws den Krankendienst versahen. Diese Squaws wohnten in Gemeinschaft, waren nicht verheiratet und beteten viel; sie widmeten sich den Kranken mit großer Liebe, pflegten Bleichgesichter und Indianer, nahmen sich der Armen an und unterrichteten viele Kinder.

Eine dieser Frauen grüßte die beiden Indianermädchen, die zögernd bei der Pforte standen, und bot sich

an, ihnen das Spital, die Kirche und die Schule zu zeigen. Tekakwitha war außer sich vor Staunen und Verwunderung, als sie durch das große Steinhaus der Onseronni schritt, treppauf und treppab, durch Gänge, Säle und allerlei Stuben. Die Schwester beantwortete freundlich alle Fragen, die Therese an sie stellte. Schließlich überwand auch Kateri ihre Scheu und bat um Auskunft über das Leben der weißen Squaws, die im Spital wirkten. Zum erstenmal im Leben hörte sie nun vom Beruf der Klosterfrauen. Sie bebte vor freudiger Aufregung, als die Schwester erwähnte, daß die Nonnen aus Liebe zu Gott der Ehe entsagten.

„Dürfen Squaws auch das gleiche tun wie die Schwarzeröcke und auf die Ehe verzichten?“ fragte sie schüchtern.

Die Klosterfrau lachte: „Aber natürlich, mein Kind! Christus der Herr hat nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen dazu eingeladen. Er verlangt es nicht, aber er nimmt es als ein besonderes Geschenk der Liebe an, wenn jemand auf die Ehe verzichtet und sich ganz ihm weihet.“ Sie erklärte ihr die Worte des Herrn über die evangelischen Räte.

In der Seele Kateris strahlte ein großes Licht auf. Nun erkannte sie mit einem Schlag, ganz klar und sicher, den Grund ihrer geheimnisvollen Flucht vor dem Eheleben. Es war nicht eine unvernünftige Schrulle, sondern die Führung Ravannijos, der ihr von Kindheit an die Einladung zur Jungfräulichkeit ins Herz gelegt hatte. Diese plötzliche Erkenntnis füllte sie mit Glück und Freude, daß sie am liebsten laut aufgejubelt hätte.

Während des Heimweges war sie ungewöhnlich schweigsam und in sich gekehrt. Sobald sie aber mit Therese wieder unter dem Kreuz in Caughnawaga saß, erklärte sie mit ruhigem Eifer, sie sei entschlossen, das

Gelöbniß der Jungfräulichkeit abzulegen, wie es die weißen Schwestern in Montreal taten. „Ich kann freilich der Gemeinschaft der Nonnen nicht beitreten“, meinte sie lächelnd, „da ich nur ein armes, unwissendes Indianermädchen bin; aber man kann bestimmt auch den Heiland lieben und aus Liebe zu ihm jungfräulich sein, wenn man nicht lesen und schreiben gelernt hat.“

Therese stimmte begeistert zu. Auch sie wollte aus Liebe zu Ravannijo ihren Witwenstand heiligen und ehelos bleiben. Am Ende der langen Unterredung schlug Tekakwitha in ihrer bedächtigen Art vor, sie sollten vorläufig niemandem ihren Plan mitteilen, sondern sich einige Monate durch Überlegen, Gebet und Buße vorbereiten. Dann würden sie den Schwarzrock um seine Erlaubniß bitten, das Gelöbniß abzulegen.

„Warum hat er uns nie gesagt, daß auch Frauen dieses Gelübde ablegen können?“ rief Therese ungestüm.

Kateri schaute sie verwundert an: „Die Schwarzröcke reden zu uns nicht über solch heilige und große Dinge, solange wir noch unfähig oder unwürdig sind, sie auf uns zu nehmen. Wir müssen noch viel beten und Buße tun, bevor wir es wagen können, den Priester zu fragen.“

Vollendung

Onida machte sich große Sorgen um ihre Schwester. Sie wußte, daß Katerie nicht geneigt war, eine Ehe einzugehen. „Jetzt ist es aber dringend an der Zeit“, sagte sie zu Onas. „Dieses unverständliche Zaudern muß aufhören! Tekakwitha ist fast dreiundzwanzig Jahre alt; die meisten unserer Mädchen heiraten im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren.“

Sie besprach die Angelegenheit mit Anastasia. Beide stimmten überein, man müsse Kateri endlich an den Mann bringen. „Man kann es verstehen“, meinte Tegonhadschongo, „daß sie sich geweigert hat, einen Heiden zu nehmen; aber hier in Caughnawaga kann sie einen braven, christlichen Burschen wählen. Die meisten dieser jungen Männer würden ihr gern die Hand zum Lebensbund reichen.“

So nahm Onida eines Tages im Herbst die Schwester mit sich auf einen kleinen Gang ins Freie. Sie setzten sich unter das große Kreuz am Uferhügel. „Wir müssen Ravannijo danken“, begann sie, „daß er uns hierher ins Dorf des Gebetes geführt hat. Onas, die Kinder und ich sind glücklich. Wir leben in Frieden und können unseren Glauben ungestört ausüben. Das gleiche gilt auch von dir, Kateri. Wir sind so froh, daß du bei uns bist und in unserem Wigwam wohnst. Nur etwas fehlt noch, unser Glück voll zu machen: du müßtest eine gute, gottgefällige Ehe eingehen. Dadurch wirst du nicht nur eine brave Familie gründen, sondern auch deinen Unterhalt sichern und deinen Ruf gegen böse Zungen schützen. Es ist

höchste Zeit, daß du an all dies denkst. Onas und ich kennen einige junge Männer, die tüchtige Jäger und vorbildliche Christen sind. Jeder von ihnen würde sich glücklich schätzen, dein Gemahl zu werden. Du brauchst dir nur den richtigen aussuchen. Mit der Gnade Gottes und dem Segen der Kirche kannst du dich im Ehestand heiligen, wie du es bisher im ledigen Stand getan hast.“

Tekakwitha hörte zu, ohne den Redefluß zu unterbrechen. Der Vorschlag überraschte sie und brachte ihr innere Qual. Sie hatte gehofft, dieses Drängen wäre endgültig vorüber; nun begann es aufs neue. Ohne die Aufregung zu zeigen, erwiderte sie einfach: „Ich danke dir für deinen wohlgemeinten Rat. Die Sache ist aber so wichtig und bedeutend, daß ich nicht sofort antworten kann. Habe Geduld, Onida. Inzwischen wollen wir beten, daß Ravannijo mir den rechten Weg zeigt.“

Nun war die Zeit gekommen, mit dem Priester zu sprechen. Sie ging zu Pater Cholenec, erzählte ihm von der Unterredung und von ihrem Entschluß, ehelos zu bleiben. Er war sehr erstaunt, daß diese Indianerin, die erst vor kurzem katholisch geworden war, das Ideal der Jungfräulichkeit erkannt hatte und mit solcher Entschiedenheit anstrebte. Um sie auf die Probe zu stellen, stimmte er nicht gleich zu, sondern erwähnte all die Gründe, die gegen den Entschluß sprachen.

Kateri war erschüttert. Schließlich schaute sie den Pater flehend an und sagte: „Ach, mein Vater, ich gehöre nicht mehr mir selber an. Ich habe mich ganz meinem Heiland Jesus Christus hingegeben; er muß mein einziger Geliebter sein. Die Armut, mit der du mir drohst, wenn ich nicht heirate, schreckt mich nicht. Man braucht herzlich wenig, um das Leben zu fristen und ein paar Kleidungsstücke zu haben. Mehr als das will ich gar

nicht. Mit meiner Handarbeit kann ich mir immer das Nötige verdienen; was darüber hinaus ist, gebe ich meinen Verwandten oder den Armen.“ Ein leises Lächeln spielte um ihren Mund: „Hast du dich vor der Armut gefürchtet, Vater, als du Priester wurdest und zu uns Rothäuten in die Mission kamst?“

Nun wurde der Priester verlegen. Was konnte er auf diese Frage erwidern? „Geh mit Gott, Kateri“, meinte er schließlich, „überlege den Entschluß, ehelos zu bleiben! Wenn Gott dich wirklich dazu einlädt, werde ich dich auf keinen Fall daran hindern. Sei geduldig, wenn deine Verwandten dich drängen wollen; sie meinen es gut mit dir, aber du brauchst ihrem Rat nicht folgen. Wir wollen beten; und nach einigen Wochen sprechen wir weiter über die Sache.“

Beglückt eilte sie ins Kirchlein, um Gott zu danken. Die Worte des Schwarzrocks hatten ihr Trost und Kraft gegeben. Sie spürte klar, wie die Vorsehung sie trotz aller Schwierigkeiten sicher auf das ersehnte Ziel zuführte. „Ich will viel beten und Buße tun“, sagte sie sich, „um diese besondere Gnade des jungfräulichen Lebens zu erleben.“

Sie begann, zweimal in der Woche den ganzen Tag zu fasten. Jeden Mittwoch und Samstag stand sie früher auf und kochte das Sagamite für die ganze Familie. Die anderen waren kaum noch erwacht, ging sie schon mit ihrer Axt davon, um tagsüber im Walde dürres Holz zu sammeln. Die Verwandten machten sich fröhlich über das Frühstück her, ohne zu wissen, daß Kateri nichts davon genossen hatte. Wenn sie abends todmüde nach Hause kam, schöpfte sie etwas Brühe aus dem Kessel, vermied aber die Fleischstücke, die im Gericht waren. Dabei

lenkte sie durch heitere Bemerkungen die Aufmerksamkeit der Familie ab, so daß fast ein Monat verstrich, bis jemand ihres Fastens gewahr wurde.

Onidas Geduld wankte mehr und mehr, als Kateri mit keinem Wort auf die Unterredung zurückkam, und sie eröffnete schließlich ihre Sorgen Anastasia. Die Alte stimmte sogleich zu, man müsse das Mädchen ganz energisch drängen, sie solle endlich heiraten. So begann sie auch selber, auf Tekakwitha einzureden, fand aber kein williges Gehör. Darüber geriet sie in große Erregung. Sie war die Mutter des Wigwams, die Lehrerin Kateris; ihr Alter gab ihren Worten besonderes Gewicht. Es kam zu einer peinlichen Szene. Tegonhadschongo schalt bitterlich, warf Kateri Trotz und Ungehorsam vor und drohte mit einer Anzeige beim Priester.

Tekakwitha schluchzte unter dem Sturm der unge rechten Anklagen. Sie verteidigte sich aber nicht und ertrug alles mit Schweigen, obwohl sie vor Furcht und Aufregung zitterte. Schließlich warf Anastasia ihr Kopftuch um und stürmte aus dem Wigwam, um sich beim Pfarrer über die widerspenstige Tochter zu beschweren.

Pater Choleneec hörte sie ruhig an. Schon glaubte sie, er würde nun Kateri rufen, ihr den Kopf zurechtsetzen und ihr befehlen, zu heiraten. Statt dessen jedoch erhielt sie eine feste Rüge: „Ich bin erstaunt, daß du, eine so gute und langjährige Christin, ein Mädchen verurteilst, das aus Liebe zu Christus auf die Ehe verzichten will. Tekakwitha verdient das höchste Lob für ihren Entschluß. Wenn du einen stärkeren Glauben hättest, würdest du selber einsehen, daß der jungfräuliche Stand vor Gott etwas ungemein Großes und Kostbares ist; er macht arme, schwache Menschen den Engeln gleich. Ich will kein Wort mehr gegen Kateri hören! Was sie tut, ist

heilig vor Gott, und wir Schwarzröcke werden sie nicht abhalten, sondern bestärken.“

Die Alte war wie vom Blitz getroffen. Ihr fiel plötzlich ein, daß ja die Priester und jene geheimnisvollen Squaws in Ville-Marie das gleiche taten, was sie an Tekakwitha verurteilt hatte. Wie konnte sie so blind gewesen sein! Ravannijo konnte gewiß einem Indianermädchen dieselbe Gnade gewähren wie den Frauen der Onseronni.

Nun war die Reihe zu schluchzen an ihr. Sie bat den Priester um Verzeihung für den großen Fehler, den sie begangen hatte. Dann eilte sie zurück zu Onida und erklärte ihr, was sie eben vom Schwarzrock gehört hatte. In ihrem Eifer hielt sie sich selber und der jungen Squaw eine scharfe Standrede, so daß am Ende beide in Tränen ausbrachen. Als Kateri abends heimkam, wurde sie mit größter Freundlichkeit und Liebe begrüßt. Anastasia erwähnte nichts von dem, was der Priester gesagt hatte; sie kam aber nicht mehr auf Tekakwithas Heirat zu sprechen, und auch Onida redete nicht mehr davon. Der Sturm war vorüber, Kateri konnte ihren Weg in Frieden zu Ende gehen. —

Der Winter kam, und wieder rüsteten sich die Bewohner zur großen Jagd. Tekakwitha hatte sich entschlossen, in der Siedlung zu bleiben. Auf das Drängen der Freunde, daß ihr die frische Luft und die Fleischkost zur Gesundheit nötig wären, lächelte sie nur und meinte, die Luft und das Essen im Dorf seien auch nicht schlecht.

Einige Tage vor dem Aufbruch zum Winterlager sprach Pater Choleneec sie an, als sie eben die Kirche verließ: „Wie steht es, Tekakwitha? Bist du noch immer entschlossen, der Ehe zu entsagen?“

„Noch viel entschiedener als früher“, erwiderte sie. Dann blickte sie schüchtern zu ihm auf und bat eindringlich: „Ich möchte meinen Entschluß dem lieben Gott als ein Gelübde darbringen, wie es die Klosterfrauen in Ville-Marie tun. Wirst du mir dies erlauben, Vater?“

„Aber, mein Kind“, erwiderte der Pater schmunzelnd, „du kannst doch nicht nach Ville-Marie gehen und bei den Nonnen eintreten; du müßtest vorher lesen und schreiben und viele andere Dinge lernen.“

„Ich will ja gar nicht hingehen“, sagte sie eifrig. „Kann ich nicht hier in Caughnawaga bleiben und das Gelübde machen? Ich glaube nicht, daß Jesus böse ist, wenn ich nicht lesen und schreiben kann und in einem armen Wigwam wohne.“ Wieder spielte das leise Lächeln um ihren Mund.

Nachdenklich strich sich der Schwarzrock den Bart. Dann nickte er: „Ja, du hast recht, Kateri. Ich zweifle nicht daran, daß dich Gott zum Stand der Jungfräulichkeit berufen hat. Du magst das Gelübde ablegen; doch mußt du dich noch einige Zeit darauf vorbereiten. Wie wäre es am kommenden Fest Mariä Verkündigung? Bis dahin sind noch vier Monate.“

Ihre Wangen glühten vor freudiger Überraschung. Sie barg den Kopf in die Hände und wußte nicht, ob sie vor lauter Glück weinen oder lachen sollte. „O, danke, Vater, danke!“ stieß sie hervor.

„Noch etwas, Kateri“, fuhr Pater Cholenec fort. „Wie ich höre, willst du nicht ins Winterlager mitgehen. Deine Gesundheit ist schwach, du brauchst ausgiebige Fleischkost, und die trockene Bergluft würde dir bestimmt guttun. Warum gehst du nicht mit den anderen?“

Sie lachte fröhlich auf, wurde aber gleich wieder ernst: „Es ist wahr, Vater, man hat im Lager bessere Luft und

mehr zu essen; doch die Seele hungert sich dort halb zu Tode. Hier im Ort gibt's nur etwas Mais für den Körper, aber die Seele wird gut genährt durch die Gegenwart des Herrn im heiligen Sakrament. Wenn du mir befiehlest, werde ich ins Lager gehen; wenn du mir aber die Freiheit läßt, will ich hier bleiben und mich hier auf das Gelübde vorbereiten.“ –

So blieb sie den ganzen Winter in Caughnawaga. Es war ein sehr einsames Leben. Sie wohnte allein im Wigwam, konnte sich ungehindert dem Gebet widmen und ihre Bußübungen verrichten, die allmählich an Zahl und Strenge zunahmen, bis ihr Dasein ein ständiges Leiden aus Liebe zum gekreuzigten Heiland wurde.

Die Missionare wußten nicht, daß viele der neubekehrten Rothäute die Abtötungen und Bußwerke der Heiligen nachahmten, von denen sie im Unterricht gehört hatten. Diesen guten Leuten kam es nicht in den Sinn, die Zustimmung der Priester einzuholen; hatten nicht die Patres selber ihnen diese Dinge erzählt und dadurch gutgeheißen? So kam es, daß Männer und Frauen Bußgürtel trugen, oft fasteten, sich den Qualen der eisigen Kälte aussetzten und den Körper peinigten, um ihre früheren Vergehen zu sühnen und sich für die Leiden der Zukunft zu stärken.¹²

Dies war nicht verwunderlich, denn die Indianer fanden es schon von Kindheit an selbstverständlich, daß man das Ertragen körperlicher Qualen übe, um im Ernstfalle die grausamen Foltern mit heldenhafter Tapferkeit zu ertragen. Die Christen blieben auch nach der Bekehrung echte Indianer; und was ihre heidnischen Stammesgenossen aus trotzigem Stolz taten, das übten sie aus dem Geiste der Buße und aus Liebe zu Gott.

Daß Tekakwitha so schwere und ungewöhnliche Buße tat, erklärt sich zum guten Teil daraus, daß sie eine Irokesin war. Die Wildheit der Mohawks schlummerte in der Seele dieses schüchternen Mädchens. Unter dem Druck ihrer feurigen Liebe zu Christus und zu den Mitmenschen brach diese Wildheit als unersättliches Verlangen nach Buße und Sühne an die Oberfläche. Es war eine ‚Wildheit für Gott‘. Sie wollte nicht nur sich selber retten, sondern auch Gottes Erbarmen auf ihr heidnisches Volk herabflehen. So rang sie in Hunger und Kälte, in langen Gebeten und schlaflosen Nächten um die Bekehrung der Mohawks. —

Jeden Vormittag ging sie mit ihrer Trage durch die Siedlung, besuchte die Alten und Kranken, brachte ihnen Sagamite, Brennholz und Fische, die sie geangelt hatte. Sie machte ihnen das Lager zurecht, holte frisches Wasser von der Quelle, wusch sie und ölte ihnen das Haar ein. So wanderte sie von einem Wigwam zum andern, plauderte fröhlich mit den armen, vergrämten Leuten und brachte sie durch heitere Bemerkungen zum Lachen. Pater Fremin, der sie öfters in jenem Winter beobachtete, schrieb in sein Tagebuch: „Kateri ist ein Engel der Nächstenliebe.“ Er wußte nicht, daß sie unter dem Kleid einen harten ledernen Bußgürtel trug, in den sie kleine kantige Eisenstückchen eingenäht hatte, die ihr ständig Pein verursachten. Dazu war sie fast immer von Hunger erschöpft.

Am Nachmittag kniete sie stundenlang in der eiskalten Kirche. Ihr Gebet wurde immer dringender und inniger. Wenn manchmal einer der Priester ins Gotteshaus kam und sie vor Kälte zittern sah, lud er sie ein, sich am Feuer im Haus der Mission zu wärmen. Sie nahm das Anerbieten dankbar an, blieb aber nur ganz kurz.

„Mir ist schon wieder warm“, sagte sie und ging zur Kirche zurück.

Therese war mit ihren Verwandten ins Lager gegangen. Kateri half ihr durch Gebet und Opfer, wie sie versprochen hatte; sie sehnte sich nach ihrer Rückkehr, damit sie wieder zusammen den Rosenkranz beten und über geistige Dinge sprechen konnten. Auch vermißte sie den Einfluß der lebhaften, warmen Persönlichkeit der Freundin; dies war die einzige natürliche Freude, die sie sich gönnte und für die sie herzlich dankbar war.

Kurz nach Mitte März kamen die Jäger mit ihren Familien aus den Winterlagern ins Dorf zurück. Caughnawaga belebte sich wieder. Es blieb aber nicht viel Zeit zum Rasten in den Häusern, denn die Maisfelder mußten umgestochen und für die Saat bereitgemacht werden. Alles half dabei mit, auch die Kinder.

Die Verwandten Tekakwithas erschrakten über ihr Aussehen. „Armes Häschen“, jammerte Anastasia, „du bist ja zum Skelett abgemagert; hast wohl viel gehungert bei der armseligen Kost. Jetzt werden wir dich auf-füttern müssen, bis du wieder stark wirst.“

Kateri lachte: „Ich bin kräftig genug, Mutter. Daß ich abgemagert bin, macht wenig aus. Es ist ja nicht das Fett, das einen stark macht; wenn nur die Muskeln gut sind, kann man leicht arbeiten.“ Sie tat auch emsig mit beim Umstechen der Pflanzung und bei allen anderen Arbeiten in Wald, Feld und Wigwam.

Am 25. März, dem Fest Mariä Verkündigung, legte sie das Gelübde der lebenslänglichen Jungfräulichkeit ab. Nachdem sie die Kommunion empfangen hatte, sprach sie die feierlichen Worte, durch die sie auf immer dem Glück der ehelichen Liebe entsagte und Christus

als den Bräutigam ihrer Seele erkor. Zugleich weihte sie sich und ihr Leben in kindlicher Hingabe der jungfräulichen Mutter des Herrn. Sie war das erste Mädchen aus dem großen Volk der Irokesen, das durch ein solches Gelübde den Stand einer Braut Christi wählte.¹³

Von diesem Tage an bemühte sie sich, wie eine Nonne zu leben. Sie trug die einfachste Kleidung, ohne Zierde und Schmuck. Dies war ein bedeutendes Opfer, denn die Irokesinnen gaben viel auf schön gekämmtes, geöltes Haar, auf Kleider und Bänder in leuchtenden Farben, auf kunstvoll gestickte Gürtel und Mokassins. Sie schenkte all dies weg und behielt außer der schmucklosen Alltagstracht nur ein Kleid für den Sonntag und ein blaues Kopftuch, das sie zum Gottesdienst trug. Man konnte auf den ersten Blick sehen, daß sie nicht daran dachte, den jungen Männern zu gefallen, wie es bei den anderen Mädchen allgemeine Sitte war. Dabei vermied sie aber das Außergewöhnliche. Ihre Bußübungen hielt sie geheim; nur Therese wußte davon. Sie überlegte auch, ob sie nicht die Haare abschneiden und ständig einen Schleier tragen solle, wie die Nonnen es taten. Dies schien ihr jedoch zu auffällig, und so nahm sie Abstand davon.

Bald hieß es im Dorf, daß Kateri nur zwei Wege kenne: aufs Feld zur Arbeit und in die Kirche zum Gebet. An Tänzern, Vergnügungen oder Gastmählern nahm sie nie mehr teil. Wenn sie in tiefer Sammlung durch den Ort schritt, das Gesicht vom Kopftuch beschattet, schauten die Leute mit unwillkürlicher Ehrfurcht auf sie. Sobald aber jemand sie ansprach, hob sie das Haupt, lächelte fröhlich und ließ sich auf ein Zwiegespräch ein. Man konnte sie jederzeit um einen Dienst für Kranke oder Hilflose bitten; sie sagte stets mit Freuden zu und ging eilig davon, das Erbetene zu tun.

Nicht nur die Rothäute, sondern auch die Bleichgesichter, die gelegentlich von La Prairie oder Ville-Marie nach Caughnawaga kamen, blickten ihr mit Neugierde und Staunen nach, wenn sie zum Kirchlein ging. Die Franzosen nannten sie ‚das Indianermädchen, das wie eine Klosterfrau lebt‘. Sie selbst merkte nichts von der Scheu und Bewunderung, mit der man sie betrachtete. Ungestört und in tiefer Sammlung folgte sie dem Pfad, den ihr die Vorsehung durch den priesterlichen Seelenführer wies.

Ihr inneres Streben blieb ein Geheimnis. Therese war die einzige, die davon wußte; sie sprach aber nie darüber, solange Tekakwitha am Leben war. Tag um Tag verrichteten die beiden manches Bußwerk miteinander. Sie fasteten, trugen Bußgürtel, setzten sich, nur dünn bekleidet, der furchtbaren Kälte des Winters aus, litten bitteren Durst im Sommer und geißelten sich oft im Wald mit Dornzweigen, bis das Blut von den Schultern rann. – Anastasia, die selbst zur Strenge neigte und gewiß nicht weichlich war, bemerkte eines Tages die Blutspuren auf Kateris Kleid. Sie wußte gleich, woher diese Flecken kamen, und ermahnte das Mädchen zur Mäßigung in ihren Bußübungen. „Das geht zu weit!“ rief sie besorgt. „Du bist ohnehin so schwach, und jetzt vergießt du noch eine Menge Blut mit diesem unklugen Geißeln. Du weißt doch, daß du dich nicht umbringen darfst!“

Tekakwitha lächelte verlegen, dann meinte sie: „Ach, Mutter, so arg ist es nicht. Ich denke daran, wieviel Jesus aus Liebe zu uns am Kreuz gelitten hat, und da kommen mir meine kleinen Bußwerke wie Kinderspiel vor.“ –

Im Sommer 1679 wurde sie schwer krank. Sie lag

zwei Wochen lang in heftigem Fieber, und eine Zeitlang schien es, als wäre sie dem Tode nahe. Therese begann sich zu ängstigen; sie fürchtete, die Krankheit sei vielleicht durch das häufige Geißeln verursacht worden, das sie ohne Wissen des Schwarzrocks unternommen hatten. Sie bat, Kateri solle ihr erlauben, zu Pater Cholenec zu gehen und ihm von dieser Buße zu berichten, damit ihr Gewissen beruhigt werde. Tekakwitha stimmte sofort zu. Tegaigonta eilte zum Wigwam der Mission und erzählte dem Pfarrer, wie sie und Kateri sich gegeißelt hätten. Der Priester verbarg sein Erstaunen über den ungewöhnlichen Bußeifer. Mit freundlichen, aber festen Worten verurteilte er das unkluge Gebaren und verbot solche Geißelungen für die Zukunft.

Kateri erholte sich von der Krankheit. Kaum war sie wieder auf den Beinen, nahm sie alle gewohnten Arbeiten auf, ging täglich fünfmal in die Kirche zum Gebet und übte ihre Bußwerke wie früher; nur die Geißelung unterließ sie, fand aber einen Ersatz dafür, indem sie rauhe Zweige ins Bett legte, so daß sie des Nachts bei jeder Bewegung ein wenig zu leiden hatte.

Den ganzen Herbst hindurch konnte sie das Gefühl der Erschöpfung nicht loswerden. Kein Wunder, litt sie doch an einem ständigen leichten Fieber. Sie überwand die bleierne Müdigkeit und tat alle Arbeiten, ohne zu verraten, wie schwer sie ihr fielen. Ihr Geist jedoch befaßte sich mehr und mehr mit dem Gedanken an den Tod. Sie hatte keine Angst vor dem Sterben; im Gegenteil, sie sehnte sich nach dem ‚Wigwam der Ewigkeit‘. Ihre einzige Sorge und Angst war, daß sie etwa nicht genug täte an Buße und Gebet, so lange sie noch auf Erden weilte. —

Eins der Kinder Onidas — der kleinere Knabe — war

gestorben; er war sechs Jahre alt. Auf dem Friedhof, der hinter dem großen Holzkreuz auf der Anhöhe lag, schaufelten die Squaws das Grab. Die Schwester des Onas unterbrach einen Augenblick die Arbeit und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Plötzlich wandte sie sich an Tekakwitha und fragte im Scherz: „Wo wird dein Grab sein, Kateri?“

Tekakwitha stützte sich sinnend auf die Schaufel. Sie blickte umher; als suche sie den Platz. Dann lächelte sie, deutete auf eine Stelle am Rande des Uferhanges und sagte: „Dort!“

Die Frauen lachten belustigt auf. Sie wußten, wie bereitwillig sie bei jedem unschuldigen Scherz mittat. Dann setzten sie die Arbeit fort und vergaßen schnell das kleine Zwiegespräch. – Erst viele Monate später, als Tekakwitha gestorben war und begraben wurde, bemerkten sie mit einem Schauer des Staunens, daß das Grab genau an der Stelle lag, die sie ihnen gezeigt hatte. –

Während des Winters erlitt sie einige Anfälle von stärkerem Fieber und mußte das Bett hüten. Da ihre Verwandten auf der großen Jagd weilten, war sie wieder allein im Haus. Sie, die immer den Kranken liebevoll gedient hatte, mußte nun selber die Dienste anderer in Anspruch nehmen. Nach Sitte der Irokesen stellte man den Kranken ein Schüsselchen mit Sagamite und einen Napf Wasser neben das Lager; dann wurden sie allein gelassen, bis die Familie am späten Nachmittag von der Arbeit zurückkam. Das gleiche tat nun eine befreundete alte Squaw für Tekakwitha; sie kam des Morgens und Abends, um für die Kranke das Nötige zu besorgen.

Sobald die Anfälle überwunden waren, machte sie wieder ihre Besuche der Nächstenliebe und ihre Gebetsübungen im Kirchlein. Sie hatte nicht mehr die Kraft,

frei zu knien, sondern mußte sich an die Bank anlehnen. Als die Fastenzeit herannahte, verdoppelte sie ihre Bußwerke. Mit der trotzigen Willenskraft ihrer Rasse trieb sie den Körper zur äußersten Anstrengung, um Ravanijo den Tribut ihrer sühnenden Liebe zu leisten. Sie ging barfuß auf dem Eis des Flusses hin und her, während sie den Rosenkranz betete. Die stechende Pein des Frierens opferte sie Gott für die Bekehrung ihrer heidnischen Verwandten auf. Ein andermal drückte sie sich mit einem glühenden Holzsplit ein Brandmal auf den rechten Fuß. Dies war das Kennzeichen, das die Irokesen ihren Sklavinnen aufprägten. Für Tekakwitha bedeutete es ein Ehrenzeichen, daß sie dem Herrn mit Leib und Seele angehörte. Die schmerzliche Wunde brauchte fast zwei Wochen zum Verheilen. Tegonhadschongo, die inzwischen vom Winterlager zurückgekehrt war, bemerkte eines Abends die große Brandblase. „Was ist geschehen?“ fragte sie erschrocken.

„Ach, es ist nichts“, sagte Kateri fröhlich. „Ich habe mich nur beim Kochfeuer gebrannt.“

„Du mußt achtgeben, du ungeschicktes Täubchen, sonst fällst du eines Tages ganz ins Feuer und verbrennst uns vom Kopf bis zu den Füßen.“

Tekakwitha lachte, dann lenkte sie das Gespräch auf andere Dinge.

Im März, als der Mais gepflanzt wurde und die Zugvögel vom Süden her über den Sankt Lorenz flogen, wurde Kateri wieder vom Fieber ergriffen und mußte sich hinlegen. Sie hatte ständige Schmerzen und litt unter starkem Kopfweg. Unter Tags lag sie allein, da die ganze Familie auf dem Feld arbeiten mußte. Sie verbrachte die Stunden mit leisem Singen des Rosenkranzes

und der anderen Gebete. Hie und da kamen Kinder und besuchten sie. Pater Fremin, der dies zufällig bemerkte, fragte sie, ob er die Katechismuslehre in ihrem Wigwam geben solle, so daß sie auch zuhören könne. Sie stimmte freudig zu. So kam er jeden Vormittag mit den Kleinen in die Hütte. Die Kinder stellten sich rings um ihr Lager und lauschten den Worten des Priesters. Wenn er ihnen seine großen farbigen Bilder aus dem Alten und Neuen Testament zeigte, leuchteten ihre dunklen Augen neugierig auf. Kateri vergaß ihre Schmerzen und richtete sich mühsam empor, um die Bilder auch zu sehen. Hie und da stellte sie eine Frage, deren Beantwortung den Kindern neues Verständnis brachte.

Mittags, wenn die Glocke läutete, beteten sie alle zusammen; dann verließen die Schüler mit frohen Abschiedsgrüßen den Wigwam. Der Pater gab ihr den priesterlichen Segen. Sie sank aufs Lager zurück, nahm das Kruzifix zur Hand und begann zu beten, bis die Verwandten am späten Nachmittag von der Feldarbeit heimkehrten.

In der Woche vor dem Palmsonntag erteilte Pater Fremin den letzten Unterricht im Wigwam Tekakwithas. Sie war so schwach geworden, daß sie sich nicht mehr aufrichten konnte. Jede Bewegung verursachte ihr große Pein. Anastasia, Onida und Theresa nahmen sich am Morgen und Abend liebevoll um sie an. Während des Tages lag sie allein wie alle anderen Kranken. Zu ihrer Seite stand die Schüssel mit Sagamite und das Töpfchen mit Wasser. Tegonhadschongo liebte sie und tat alles, was man bei den Irokesen von einer Mutter unter diesen Umständen erwarten konnte. Ihr Herz krampfte sich zusammen, als sie erkannte, daß das Mädchen nicht mehr genesen würde.

Vom Palmsonntag an wachte jede Nacht eine Squaw am Krankenlager. Diese Frauen gehörten der frommen ‚Bruderschaft von der Heiligen Familie‘ an, deren Mitglieder sich stets für solche Liebesdienste bereithielten. Am Montag der Karwoche bat Kateri die Wärterin, ihr keine Nahrung zu geben; sie wollte zu Ehren des Leidens Christi fasten. Die energische Alte, die schon an vielen Krankenbetten gewacht hatte, erwiderte entschieden: „Was fällt dir ein! Zum Fasten ist es jetzt zu spät; du bist doch schon dem Ende nahe.“

Kateris Augen weiteten sich mit einem Ausdruck der Überraschung. Dem Ende nahe? Sollte dies wirklich wahr sein? Ein glückliches Lächeln glitt über ihr Antlitz. Bald würde der Engel sie durch den dunklen Gang des Todes zum strahlenden Wigwam der Ewigkeit führen! Sie aß gehorsam die paar Löffel Sagamite, dann legte sie den Kopf zurück aufs Kissen, schloß die Augen und bewegte die Lippen in friedlichem Gebet.

Am Dienstag wurde sie so schwach und elend, daß man ihr Ende befürchtete. Pater Cholenech beschloß, ihr die Kommunion zu bringen, bevor sie bewußtlos würde. Als sie einen Augenblick mit Therese allein war, flüsterte sie ihr zu: „Therese, ich habe kein einziges besseres Kleid. Für die heilige Kommunion sollte ich doch eine gute, reine Kleidung haben. Kannst du mir helfen, bitte?“

Der Freundin schossen die hellen Tränen ins Auge. Kateri hatte im Vorgefühl des Todes schon am Beginn der Fastenzeit ihr letztes Hab und Gut an Arme verteilt. Nun besaß sie nur noch, was sie am Leibe trug. Therese lief eilends in ihre Hütte und brachte ein blaues Kleid. Sie half der Kranken, es anzuziehen. Dann legte sie ihr eine neue Decke aus Hirschleder über den abgemagerten Körper, kämmte das Haar und wusch ihr Gesicht und

Hände. Schließlich kniete sie sich neben das Lager und sprach die Gebete zur Vorbereitung auf die Kommunion. Kateri flüsterte die Worte mit.

Mit tiefster Andacht empfing sie das heilige Sakrament und lag dann eine Zeitlang in stillem Gebet. Pater Cholence gab ihr den Segen und ging zur Kirche zurück. Die Verwandten und Freunde kamen und gingen den ganzen Abend. Sie schauten voll Ehrfurcht auf Tekakwitha, versicherten sie ihres Gebetes und baten auch um ihre Fürbitte bei Gott. Sie war so schwach, daß sie kaum sprechen konnte, lächelte aber jedem freundlich zu.

Während der Nacht blieb auch Therese bei ihr. Als die andere Wärterin auf ein Weilchen den Wigwam verließ, sagte Kateri: „Ich muß dich verlassen, Therese. Innigen Dank für all deine Liebe. Bleib dem Heiland treu; befolge, was die Priester dir sagen. Meide alle, die den Glauben nicht üben. Fahre fort, Buße zu tun. Ich werde dir vom Himmel aus helfen. Onon (Auf Wiedersehen)!“ Erschöpft schloß sie die Augen, während Therese in Tränen ausbrach und ihre Hand streichelte.

Von diesem Augenblick an verlor Kateri den Gebrauch der Stimme; sie konnte nur noch flüstern.

Am nächsten Tag, dem Mittwoch der Karwoche, wollten die Verwandten und Therese bei ihr bleiben und nicht zur Arbeit in die Pflanzung gehen. Sie winkte ihrer Freundin mit den Augen, daß sie sich zu ihr hinabbeuge, und wisperte: „Geht nur ins Feld. Ich werde noch am Leben sein, wenn ihr zurückkommt.“ Sie vertrauten ihrem Wort und verließen das Haus.

Um zehn Uhr vormittag gab ihr Pater Chauchetière die heilige Ölung; Tekakwitha empfing sie mit großer

Andacht. Therese war vom Feld hereingerufen worden, damit sie bei den Zeremonien anwesend sei. Nach der heiligen Handlung küßte Kateri unter Tränen das Kreuzifix und flüsterte: „Jesus, ich liebe dich!“ Dann lag sie bewußtlos; doch sooft der Pater ihr ein Stoßgeberlein vorsagte, in dem das Wort ‚Jesus‘ vorkam, änderten sich plötzlich ihre herben Züge und das Antlitz leuchtete für einen Augenblick auf.

Gegen drei Uhr läutete die Glocke zum Ende der Arbeit, damit die Gemeinde dem Gottesdienst der Trauermetten beiwohnen könne. Onas und seine Familie kamen eilig zum Wigwam zurück. Auch eine Anzahl von Freunden drängte sich in die Hütte. Pater Choleneč und Pater Chauchetière knieten vor dem Lager. Therese hielt Kateris Hand in der ihrigen. Tiefe Stille, nur hie und da von leisem Schluchzen unterbrochen, herrschte im Raum.

Einige Minuten nach drei Uhr flog ein leichtes Zucken über Tekakwithas Gesicht. Dann entspannten sich ihre Züge. Ruhig lag sie da, als wäre sie in friedliche Betrachtung versenkt. Pater Choleneč unterbrach sein Gebet, beugte sich hinab und beobachtete sie eine Zeitlang mit scharfem Blick. Dann stand er auf, wandte sich zu den Rothäuten und sagte: „Kateri ist eben gestorben. – O Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr. Herr, lasse sie ruhen in Frieden!“

Es war am 17. April 1680; Tekakwitha hatte vor kurzem ihr 24. Lebensjahr vollendet.

Gleich nach Kateris Tod geschah etwas Unerwartetes. Die Priester und alle Anwesenden waren Zeugen: ihre Züge änderten sich, langsam aber ganz deutlich. Innerhalb von zehn Minuten verschwanden die Spuren des

bitteren Leidens, das Gesicht wurde frisch und ungemein anziehend. Sogar die Pockennarben waren nicht mehr zu sehen. Ihr Antlitz trug die frische, hellbraune Farbe eines gesunden Indianerkindes. Der Anflug eines Lächelns, wie es keiner an ihr zu Lebzeiten gesehen hatte, spielte ganz leise um ihre Lippen. Ein Aufatmen des höchsten Staunens ging durch den Wigwam.

Anastasia hatte sich verspätet und kam erst, als diese Änderung geschehen war. Sie trat ans Lager, schaute auf die Tote und stieß plötzlich einen durchdringenden Schrei aus. Es war ein Ruf der tiefsten Erschütterung und Überraschung. Sie sank in die Knie, starrte unter Tränen auf die stille Gestalt und flüsterte in atemloser Scheu: „Joragode – Sonnenscheinchen!“

Ausklang

Kateri wurde am Tag nach ihrem Tode, am 18. April 1680, begraben. Die merkwürdige Änderung in ihrem Aussehen, die von den Patres und Hunderten anderer Zeugen, Franzosen und Indianer, beglaubigt wurde, hielt unvermindert bis zum Begräbnis an. Als das ‚Dorf des Gebetes‘ fünf Jahre später einige Kilometer stromaufwärts verlegt wurde, nahmen die Bewohner Kateris Gebeine mit; sie ruhen jetzt in der Kirche der Mohawk-Reservation von Caughnawaga in einer kostbaren Truhe, unter dem Glasdeckel sichtbar.¹⁴

Auch die Stelle, wo sie begraben lag, blieb seit drei Jahrhunderten das Ziel unzähliger Pilger. Bald nach ihrem Tod errichtete man dort ein hohes Holzkreuz, das immer wieder erneuert wurde, wenn Stürme oder Unwetter es zerstörten. Das jetzige Kreuz ist sieben Meter hoch.

Zahllose Berichte von wunderbaren Erhörungen, Gnadenweisen und Heilungen auf Tekakwithas Fürsprache sind seit ihrem Hinscheiden veröffentlicht worden. Schließlich wurde im vorigen Jahrhundert der Prozeß ihrer Heiligsprechung eingeleitet. Am 3. Januar 1943 erklärte Papst Pius XII. feierlich, daß die Prüfung der Ritenkongregation in Rom die heroische Tugend Kateris erwiesen habe und daß ihr der Titel ‚Ehrwürdige Dienerin Gottes‘ gebührt.

Die erhoffte Selig- und Heiligsprechung Tekakwithas entbehrt nicht einer besonderen Bedeutung: sie wird das erste Mitglied der nordamerikanischen Indianerrasse sein, dem die Kirche die Ehre der Altäre zuerkennt.

Im Jahre 1880 errichtete man ihr ein Monument aus Marmor, in der Form eines Sarkophags.

Der Sockel trägt in den Worten der Mohawks diese Inschrift:

KATERI TEKAKWITHA

April 17, 1680

Onkwe Onwe-ke Katsitsiio Teiotsitsianekaron

(Kateri Tekakwitha, die schönste Blume, die unter den Indianern geblüht hat.)

ANMERKUNGEN

¹ Die *Irokesen* waren ein Volk von fünf Indianerstämmen, die sich im 15. Jahrhundert zu einem gut organisierten Bund zusammengeschlossen hatten. Sie wohnten zwischen den heutigen Städten Albany und Buffalo (im Staat New York). Die fünf Stämme heißen: *Mohawks*, *Onéidas*, *Onondágas*, *Cayúgas*, *Sénecas*. – Die Mohawks (*Móhāks*), deren Land an die holländische (später englische) Kolonie am Hudson grenzte, waren den anderen Irokesen an Tapferkeit, Kriegslust und Wildheit überlegen, so daß sie sich zur militärischen Führung im Bund aufschwangen.

² Die christlichen Irokesen gebrauchten das Wort *Ravanniijo* (der wahre Gott) zum Unterschied von den Göttern ihrer heidnischen Volksgenossen. Im Gebet, wenn Gott direkt angesprochen wird, sagen sie *Sevanniijo* (o Gott!).

³ Simon *Le Moyne* S. J. (1604–1665) wirkte acht Jahre unter den Huronen, dann kam er als Lehrer und Seelsorger nach Quebec. Im Jahre 1654 ging er als Friedensvermittler und Missionar zu den Onondagas. Er durchreiste mehrmals das ganze Gebiet der Fünf Nationen (Irokesen) und legte den Grund zur dauernden Missionsarbeit. Die Huronen- und Irokesensprachen beherrschte er so vollkommen, daß die Rothäute selbst ihn als einen ihrer größten Redner bewunderten. In Syracuse, N. Y., das auf dem Gebiet der alten Irokesenhauptstadt liegt, trägt heute eine Hochschule seinen Namen.

⁴ Siehe das Buch *Orimha der Irokese*, von Franz Weiser (Verlag Kremayr & Scheriau, Wien, 1969). Es schildert die Erlebnisse des jungen Pierre Radisson im Lande der Mohawks.

Die von Orimha (= Radisson) angewandte List zur Flucht der ganzen französischen Besatzung ist ausführlich geschildert in dem zweiten Band der Orimha-Trilogie Franz Weisers „Orimha der Waldläufer“ (Verlag Kremayr & Scheriau, Wien 1971).

⁵ Die Schar dieser mutigen Franzosen gelangte unter schwersten Mühen in dreiwöchiger Fahrt nach Kanada zurück. Sie mußten ihre Boote über gefrorene Strecken des Ontario-Sees schieben, darauf gewaltige Stromschnellen und Schollendämme im Sankt Lorenz überwinden. Eines der Kanus kenterte, drei Männer ertranken im tosenden Wasser. Am 3. April 1658 erreichten die Überlebenden das Fort Montreal.

⁶ An der Stelle des alten Ossernenon (Auriesville, N. Y.) erhebt sich jetzt eine große Wallfahrtskirche zu Ehren der drei hl. Jesuitenmissionare, die dort von den Mohawks gefoltert, dann als Sklaven gehalten und schließlich ermordet wurden: René Goupil (29. September 1642), Isaak Jogues (18. Oktober 1646), Jean de La Lande (19. Oktober 1646). Sie wurden im Jahre 1930 heiliggesprochen.

⁷ Der *echte Wampum* bestand aus kleinen Süßwassermuscheln von weißer oder violetter Farbe, die mühsam durchlocht und poliert wurden. Die einzelnen Muschelperlen wurden dann auf Leder-gürtel genäht oder an Schnüren aufgereiht. Sie dienten als Geld, Schmuck und für symbolische Mitteilungen (durch die Farbe und Anordnung der Muscheln). – Nach der Ankunft der Europäer verwendeten die Irokesen auch farbige Glasperlen, die ihnen die Weißen zum Kauf anboten. Dieser *unechte Wampum* stand im Wert unter dem echten und wurde von den Indianerfrauen ausgiebig als Verzierung auf Kleidern, Mokassins und Stirnbändern verwendet.

⁸ Der *Trottertanz* (*ganóschote*) wird vor Versammlungen und Gelegenheiten aufgeführt. Die Tanzgruppen, Männer und Frauen getrennt, gehen mit stampfenden Schritten in einem weiten Kreis herum, wobei sie althergebrachte Lieder singen. Die Zuschauer begleiten den Gesang mit Trommeln oder durch Schlagen auf ihre Rindenteller.

⁹ Der *Große Mohawk* trug diesen Namen als Ehrentitel. Dazu erhielt er auch den Titel ‚Besieger der Mohikaner‘ (nach dem Gefecht von Kinakariones). Sein eigentlicher Name war Josef Gogwirui. Nach seiner Taufe war er Häuptling und Katechist in Caughnawaga. Bei einem Überfall feindlicher Rothäute auf seinen Jagdtrupp am Salmon River (Lachsfluß) im heutigen Staat New York fiel er im Kampf, gegen Ende des Jahres 1690.

¹⁰ Jean de Brébeuf S. J. (1593–1649), der größte der Jesuitenmissionare Kanadas, kam 1625 in die Neue Welt. Er wirkte als Pionier der Mission unter Huronen, gründete mehrere christliche

Siedlungen und verfaßte das erste Wörterbuch der Huronensprache. Bei einem plötzlichen Überfall der Irokesen wurde er gefangen und am 16. März 1649 unter furchtbaren Martern, die er heldenhaft ertrug, zu Tode gequält. Auf dem Platz des Martyriums steht jetzt eine große Wallfahrtskirche (Midland, Ontario). Er wurde 1930 heiliggesprochen. – Siehe das Buch *Rothäute und Bleichgesichter* von Franz Weiser (Verlag Josef Habel, Regensburg).

¹¹ Ludwig *Garonjage* wohnte bis zum Lebensende in Caughnawaga, als Häuptling und Katechist. Er starb um 1683 im Verteidigungskampf gegen die Mohikaner, die mit den Engländern verbündet waren.

¹² Ein Irokese von Caughnawaga, namens ‚Stefan der Seneca‘, und seine Frau hatten jahrelang strenge Buße getan. Auf einem Besuch in Onondage wurden sie von den Heiden ergriffen und am Marterpfahl hingerichtet. Während der ärgsten Folterqualen ermunterte Stefan seine Gemahlin, den heiligen Namen Jesu anzurufen. Kurz vor seinem Tod, als man ihm Stücke Fleisches aus dem Körper schnitt, betete er mit lauter Stimme für seine Mörder, daß Gott ihre Seelen rette. (Brief des P. Choleneq, 27. August 1715).

¹³ Ein anderes Irokesenmädchen, Marie Theresia Gannensagwas aus dem Stamm der Senecas, folgte einige Jahre später dem Beispiel Kateris. Sie hatte die Klosterschule der Schwestern von Notre Dame besucht, trat ins Noviziat ein und legte 1684 die Gelübde ab. Sie war die erste Indianerin, die Klosterfrau wurde.

¹⁴ Die jetzige Adresse ist: Kateri-Shrine, Box 70, Caughnawaga, P. Q., Kanada.

Bibliographie

The Venerable Servant of God, Kateri Tekakwitha. Positio of the Historical Section of the Sacred Congregation of Rites, Rome. – Englische Ausgabe, New York, 1950.

Jesuit Relations and Allied Documents, ed. Thwaites R. G., Cleveland, 1896–1901; 73 Bände; Band 48–64.

The Indians of North America, ed. Edna Kenton, New York, 1927; 2 Bände.

Buehrle, Marie C., *Kateri of the Mohawks*, New York, 1962.

Hewitt, J. N. B., *Iroquoian Cosmology*, Washington, 1903 (Annual Report, Bureau of American Ethnology, p. 127 ff).

Morgan, Lewis H., *League of the Hodenosauni or Iroquois*, New Haven, 1954; 2 Bände.

Walworth, Ellen H., *Kateri Tekakwitha*, Buffalo, 1893.

Die Seligsprechung der Kateri Tekakwitha in Rom

Ansprache von Papst Johannes Paul II. am 22. Juni 1980

„Lilie der Mohawks“ nennen die amerikanischen Indianer die junge Selige Kateri Tekakwitha. Sie wurde 1656 in einer Siedlung der Oneida-Irokesen im heutigen Auriesville im Staate New York geboren. Die ersten Berichte über Kateri (Katharina) wurden bei den Indianern mündlich von Generation zu Generation weitergegeben. Der Missionar P. Gotonec schrieb die Berichte von Personen, die Kateri persönlich begegnet waren, nieder. Seine Notizen tragen das Datum vom 27. August 1715. Sie zeigen uns das Bild eines Mädchens, das in der Nachfolge des gekreuzigten Christus früh zu christlicher Vollendung reifte.

Mit vier Jahren verlor Kateri ihre Eltern, die an den Pocken starben. In die Familie eines Onkels aufgenommen, erlebte sie die Strafexpedition französischer Truppen gegen die Irokesen, wurde aber auch mit Missionaren bekannt. Als sie nach Stammessitte eine Ehe eingehen sollte, widersetzte sie sich. Das brachte ihr Schläge und Mißhandlungen ein, konnte sie aber nicht von ihrem Entschluß abbringen. Um weiteren Folterungen zu entgehen, floh sie nach ihrer Taufe am Osterfest 1676 zur Mission St. Franz Xaver am Lorenzstrom. Dort wurde ihr erlaubt, durch das Gelübde der Jungfräulichkeit, das sie am 25. März 1679 ablegte ihr Leben ganz und für immer Christus zu weihen. P. Gotonec berichtet über ihr weiteres Leben: „Täglich um vier Uhr morgens ging sie zur Kirche . . . Im Lauf des Tages unterbrach sie von Zeit zu Zeit ihre Arbeit und verbrachte die Stunden, die sie erübrigen konnte, in inständigem Gebet. Am Abend besuchte sie abermals die Kirche und verließ sie nicht eher, bis die Nacht weit vorgerückt war.“ Gebet und Arbeit bestimmten Kateris Tag. Sie versuchte den Glauben, so wie

sie ihn verstand, radikal in den Alltag umzusetzen. Gern wäre sie in einen Orden eingetreten, aber ehe sie nähere Schritte auf dieses Ziel hin tun konnte, wurde sie am 17. April 1680 gerufen, ihr Leben in die Hände Gottes zurückzugeben. Ihr Grab unter dem Missionskreuz von La Prairie wurde bald zum vielbesuchten Wallfahrtsort.

Weitere Werke aus unserem Verlag:

FRANZ WEISER

Das Licht der Berge

103 Seiten, 1 Foto, 3 Zeichnungen, DM/Fr. 7,80.

Ein Bergbub aus Tirol in der Großstadt, wie er ringt und strauchelt und siegt, wie er den andern vom Licht seiner Berge mitteilt. In viele Sprachen übersetzt, ein Welterfolg.

P. GERHARD HERMES

Herrlichkeit der Gnade

208 Seiten, Paperback, DM 17,50 / Fr. 16,—.

Man kann ohne Bedenken sagen: Dieses Buch ist notwendig zu dieser Stunde. «Der große Fehlbetrag unserer Zeit», so hat Franz Werfel gewarnt, kurz vor dem Hereinbrechen der großen Katastrophe, «ist der veruntreute Himmel» – man setze ruhig dafür ein «die veruntreute Gnade»: es ist das gleiche. Von den Wundern, von der Herrlichkeit der göttlichen Gnade spricht der Autor, der in sechsjähriger Kriegsgefangenschaft unter den Sowjets die Gnadenlosigkeit der Gottesfinsternis am eigenen Leib erfuhr.

Prof. Dr. FERDINAND HOLBÖCK

Die Theologin des Fegfeuers

Auflage: 10 000 Ex., 150 Seiten, 8 Fotos, DM/Fr. 9,80.

Holböck schildert in diesem Buch Leben und Werk der heiligen Catharina von Genua und bringt im Anhang ihren «Traktat über das Fegfeuer» in einer eigenen Übersetzung.

P. EUGEN MEDERLET OFM

Die Hochzeit des Lammes

Franziskus und die bräutliche Kirche

188 Seiten, Paperback, farbiger Umschlag, DM 17,— / Fr. 15,—.

Ein unerhört tiefes und kühnes Buch, «das einem oft wie inspiriert vorkommt», geschrieben von einem Meister franziskanischer Spiritualität. Ida Friederike Görres schrieb: «Ihr Buch begeistert mich und erst recht ihre franziskanische Kosmologie.»

CHRISTIANA VERLAG CH-8260 STEIN AM RHEIN

P. JOSEF KOLACEK SJ

Der Heilige der Neuen Welt

Johannes Nepomuk Neumann

Auflage: 10 000 Ex., 212 Seiten, 8 Fotos, DM 14,— / Fr. 12,80.

Am 19. Juni 1977 hat Papst Paul VI. Johann Nepomuk Neumann heiliggesprochen. Der neue Heilige war ein Sohn des Böhmerwaldes, der in Prag Theologie studierte, der dann jung nach Amerika kam. In der Neuen Welt entwickelte er eine rastlose Tätigkeit als Missionar, als Seelsorger für die Auswanderer, als Pfarrer und schließlich als Bischof von Philadelphia.

WILHELM SCHAMONI

Das wahre Gesicht der Heiligen

6. Auflage, 358 Seiten, Leinen, DM 25,— / Fr. 24,50.

Das Buch enthält 113 Biographien und Porträts von Heiligen. Die Heiligen sind Zeugen für die Echtheit des Evangeliums.

RAYMOND PEYRET

Martha Robin

Auflage 10 000 Ex., 179 Seiten, 20 Fotos, DM 11,— / Fr. 9,80

Martha Robin lebte auf dem Bauernhof ihrer Eltern, ganz im Verborgenen, mit der Ausstrahlung einer Katharina von Siena. Wie der Pfarrer von Ars hatte sie z. T. sehr massive Nachstellungen und Quälereien des Teufels zu erdulden. Durch ihr Gebet und ihre Initiative ist in ihrem Dorf das erste Foyer de Charité entstanden, ein Werk, das sich noch zu ihren Lebzeiten über die ganze Erde ausbreitete. Kardinal Jean Daniélou sagte: „Die außerordentlichste Persönlichkeit ist nicht Johannes XXIII. und nicht General de Gaulle; es ist Martha Robin.“

PAUL GOUIN

Mélanie

Die Hirtin von La Salette. Vorwort von Bischof Graber.

Format A 5, 224 Seiten, 16 Fotos, DM 19,80 / Fr. 18.—

Das Hirtenmädchen Mélanie war von der Schönheit der Muttergottes ergriffen, aber noch mehr von ihren Tränen erschüttert. Wir legen hier der deutschsprachigen Öffentlichkeit erstmals eine quellentreue Lebensbeschreibung vor, die Frucht jahrzehntelanger Forschungsarbeit.

CHRISTIANA VERLAG CH-8260 STEIN AM RHEIN

Prof. Dr. FERDINAND HOLBÖCK

Gottes Nordlicht

Die hl. Birgitta von Schweden und ihre Offenbarungen
348 Seiten, , 24 Fotos, davon 8 farbig, DM 28,— / Fr. 25,—.

Durch die Offenbarungen, die Birgitta von Schweden als charismatische begnadete Frau empfing und im Auftrag Christi niederschrieb, wurde sie zur großen, prophetischen Mahnerin in einem durch Krieg und Niedergang zerrissenen Abendland. Ihre Sprache ist hinreißend, ihre Bilder und Vergleiche sind von visionärer Kraft, der Inhalt ihrer Offenbarungen von bestürzender Aktualität.

DR. GEORGES HUBER

Mein Engel wird vor dir herziehen

232 Seiten, Paperback, DM 12,80 / Fr. 11,—.

Dieses Buch offenbart «ein sehr schönes Geheimnis» (Pius XI.), es führt ein in die Welt der Engel, in eine Welt von faszinierender Schönheit und Größe, die die Weisheit und Allmacht Gottes in ganz neue Dimensionen aufleuchten läßt.

MARIA PETRA DESAING OSU

Angela Merici

120 Seiten, 16 Farbfotos, DM/Fr. 7,80.

Angela besaß eine tiefe Sicht der Unversehrtheit um Christi willen, und sie gründete einen Frauenorden, die nach der heiligen Ursula benannten Ursulinen, die sich der Ausbildung und Erziehung der weiblichen Jugend widmen und heute über die ganze Erde verbreitet sind.

AMÉDÉE BRUNOT

Licht vom Tabor

10 000 Exemplare, 172 Seiten, 8 Bildtafeln, Paperback, DM 16,50 / Fr. 15,—.

«Ich lese begierig die Geschichte dieser Prädestinierten», schrieb der Schriftsteller Julien Green in sein Tagebuch, als er das Leben von Mirjam, der kleinen Araberin, las. Sogar Kardinäle ergingen sich in Superlativen: «Mirjam von Abellin wird in den Annalen der christlichen Heiligkeit ein einzigartiger Fall bleiben», gestand der französische Kardinal Sevin.

CHRISTIANA VERLAG CH-8260 STEIN AM RHEIN

Der Ruhm Gottes

Große Heilige der Katholischen Kirche
in vier Bänden von Prof. Dr. Ferdinand Holböck, Salzburg

Das Allerheiligste und die Heiligen

Eucharistische Heilige

2. Auflage, 445 Seiten, 16 Fotos, Leinen.

DM 33,-/Fr. 30,-/S 275,-.

Wer dieses Buch gelesen hat, bekommt eine Ahnung, was die Kommunion mit Christus bedeutet, er dringt ein in das eigentliche „Mysterium fidei“, das „Geheimnis des Glaubens“, er beginnt zu verstehen, warum unseren Künstlern bisher kein Dom zu schön, keine Monstranz zu wertvoll war, um das Allerheiligste gebührend zu loben. Jeder der 86 befragten Heiligen bringt neue Saiten zum Klingen, und der Zusammenklang schwillt an zu einem vielstimmigen Chor wie das unsterbliche „Ave verum“ von Mozart.

Ergriffen vom dreieinigen Gott

Trinitarische Heilige

399 Seiten, 16 Fotos, Leinen. DM 33,-/Fr. 30,-/S 275,-.

Professor Dr. Ferdinand Holböck von der Universität Salzburg erläutert in diesem Band zuerst die Trinitätslehre aus der biblischen Offenbarung und der Lehre der Kirche und stellt dann Heilige vor, die in ganz besonderer Weise vom Geheimnis der Heiligsten Dreifaltigkeit ergriffen waren.

Vereint mit den Engeln und Heiligen

Angologische Heilige

2. Auflage, 449 Seiten, 25 Fotos, Leinen.

DM 44,-/Fr. 38,-/S 350,-.

Wie für andere Glaubenswahrheiten, so sind die Heiligen auch für die Existenz der Engel die besten Zeugen. Es gilt freilich das Wort des berühmten Schweizer Dogmatikers und Kardinals Charles Journet: „Die Engel offenbaren sich, aber nur jenen, die sie lieben und anrufen.“ Das neue Engelbuch von Professor Holböck bringt die vollständige Lehre der katholischen Kirche über die Engel in allgemeinverständlicher Form und zeigt die Erfahrungen, die große Heilige im Umgang mit Engeln gemacht haben.

Geführt von Maria

Marianische Heilige

632 Seiten, viele Abbildungen, Leinen.

DM 58,-/Fr. 49,-/S 450,-.

Die Heiligen sind die lebendigen Interpreten des Evangeliums und sie dürfen uns im Lichte des Heiligen Geistes immer neue Aspekte eröffnen, bis wir Maria als das Zeichen des lebendigen Gottes erkennen.

CHRISTIANA VERLAG CH-8260 STEIN AM RHEIN